Denkwürdige Tage.

Zwei Novellen

von

Conrad Ferdinand Meyer.

Zweite Auflage.

Der Schuß von der Kanzel. — Das Amulet.

Leipzig

Verlag von H. Haessel.

1878.

Der Schuß von der Kanzel.

Bayerische
Staats-
Bibliothek
München

Bayerische
Staats-
Bibliothek
München

Erstes Kapitel.

Zween geistliche Männer stiegen in der zweiten Abendstunde eines Octobertages von dem hochgelegenen Uetikon nach dem Landungsplatze Obermeilen hinunter. Der kürzeste Weg vom Pfarrhause, das bequem neben der Kirche auf der ersten mit Wiesen und Fruchtbäumen bedeckten Stufe des Höhenzuges lag, nach der durch ein langes Gemäuer, einen sogenannten Hacken, geschützten Seebucht, führte sie durch leere Weinberge. Die Lese war beendigt. Zur Rechten und Linken zeigte der Weinstock nur gelbe oder zerrissene Blätter, und auf den das Rebgelände durchziehenden dunkelgrünen Rasenstreifen blühte die Zeitlose. Nur aus der Ferne, wo vielleicht ein erfahrener Mann seinen Wein außergewöhnlich lange hatte ausreifen lassen, damit der Tropfen um so kräftiger werde, scholl zuweilen ein vereinzeltes Winzerjauchzen herüber.

Die Beiden schritten, wie von einem Herbstgefühle gedrückt, ohne Worte einer hinter dem andern. Auch

bot ihnen der mit ungleichen Steinplatten und Blöcken belegte steile Absteig eine unbequeme Treppe und wurden sie vom Winde, der aus Westen her in rauhen Stößen über den See fuhr, zuweilen hart gezaust.

Die ersten Tage der Lese waren die schönsten des Jahres gewesen. Eine warme Föhnluft hatte die Schneeberge und den Schweizersee auf ihre Weise idealisirt, die Reihe der einen zu einem einzigen stillen, großen Leuchten verbunden, den andern mit dem tiefen und kräftigen Farbenglanze einer südlichen Meerbucht übergossen, als gelüste sie eine bacchische Landschaft, ein Stück Italien, über die Alpen zu versetzen.

Heute aber blies ein heftiger Querwind und die durch grelle Lichter und harte Schatten entstellten Hochgebirge traten in schroffer, fast barokker Erscheinung dem Auge viel zu nahe.

„Pfannenstiel, Dein Vorhaben entbehrt der Vernunft!“ sagte nun plötzlich der Vorangehende, ein kurzer, stämmiger, trotz seiner Jugend fast etwas beleibter Mann, stand still und kehrte sein blühendes Gesicht rasch nach dem schmalen und hagern Gefährten um.

Dieser stolperte zur Antwort über einen Stein; denn er hatte den Blick bis jetzt unverwandt auf die Thurmspitze von Mythikon geheftet, die am jenseitigen Ufer über einer dunkelbewaldeten Halbinsel als schlanke

Nadel in den Himmel aufstach. Nachdem er seine langen Beine wieder in richtigen Gang gebracht hatte, erwiederte er in angenehmem Brustton:

„Ich bilde mir ein, Rosenstock, der General werde mich nicht wie ein Lästrygone empfangen. Er ist mein Verwandter, wenn auch in entferntem Grade, und gestern noch habe ich ihm meine Dissertation über die Symbolik der Odyssee mit einer artigen Widmung zugesendet."

„Heilige Einfalt!" brummte Rosenstock, der sein kräftiges Colorit dem Gewerbe seiner Väter verdankte, die seit Menschengedenken eine in Zürich namhafte Fleischer- und Wursterfamilie gewesen, „Du kennst ihn schlecht, den da drüben!" und er deutete mit einer kurzen Bewegung seines runden Kinns über den See nach einem Landhause von italiänischer Bauart, das an der nördlichen Einbuchtung der eichenbestandenen Halbinsel lag. „Er ist für seine Verwandten nicht zärtlich, und Deine schwärmerische Dissertation, die übrigens alle Verständigen befremdet hat, spottet er Dir zu Schanden." Der Pfarrer von Uetikon blies in die Luft, als formte er eine schillernde Seifenblase, dann fuhr er nach einer Weile fort:

„Glaube mir, Pfannenstielchen, Du hast besser mit den beiden Narren dort drüben, den Wertmüllern, nichts zu schaffen. Der General ist eine Brennnessel die

Keiner ungestochen berührt, und sein Vetter, der Pfarrer von Mythikon, das alte Kind, bringt unsern Stand in Verruf mit seiner Meute, seinem Gewehrkasten und seinem unaufhörlichen Puffen und Knallen. Du hast ja selbst im Frühjahre als Vikar genug darunter zu leiden gehabt. Freilich die Rahel mit ihrem feingebogenen Näschen und ihrem rothen Kirschmunde! Aber sie liebt Dich nicht! Die Junkerin wird schließlich bei einem Junker anlangen. Es heißt, sie sei mit dem Leo Kilchsperger verlobt. Doch laß Dich's, hörst Du, nicht anfechten. Ein Korb ist noch lange kein consilium abeundi. Um Dich zu trösten: Auch ich habe deren einige erhalten, und, siehe, ich lebe und gedeihe, bin auch vor Kurzem in den Stand der Ehe getreten."

Der lange Candidat warf unter seinen blonden, vom Winde verwehten Haaren hervor einen Blick der Verzweiflung auf den Collegen, und seufzte erbärmlich. Ihm mangelte die dessen Herzmuskel bekleidende Fettschicht.

„Weg! fort von hier!" rief er dann schmerzvoll aufgeregt. „Ich gehe hier zu Grunde! Der General wird mir die erledigte Feldkaplanei seiner venetianischen Compagnie nicht verweigern."

„Pfannenstiel, ich wiederhole Dir, Dein Vorhaben entbehrt der Vernunft! Bleibe im Lande und nähre Dich redlich."

„Du nimmst mir allen Lebensathem," klagte der Blonde. „Ich soll nicht fort, und kann nicht bleiben. Wohin soll ich denn? In's Grab?"

„Schäme Dich! Deine Knabenschuhe vertreten sollst Du! Der Gedanke mit der venetianischen Feldkaplanei wäre an sich so übel nicht. Das heißt, wenn Du ein resoluter Mensch wärest und nicht so blaue unschuldige Kinderaugen hättest. Der General hat sie neulich mir angetragen. Ein so geräumig entwickelter Brustkasten würde seinen Leuten imponiren, meinte er. Natürlich Affenpossen! Denn er weiß, daß ich ein befestigter Mensch bin und meinen Weinberg nicht verlasse."

„Warst Du drüben?"

„Vorgestern." — Dem Uetikoner stieg ein Zorn in den Kopf. — „Seit er wieder hier ist — nicht länger als eine Woche — hat der alte Störefried richtig Stadt und See in Aufruhr gebracht. Er komme, vor dem nächsten Feldzuge sein Haus zu bestellen, schrieb er von Wien. Nun er kam, und es begann ein Rollen von Karossen am linken Seeufer nach der Au zu. Die Landenberge, die Schmidte, die Reinharte, alle seine Verwandten, die den ergrauten Freigeist und Spötter sonst mieden wie einen Verpesteten, alle kamen und wollten ihn beerben. Er aber ist nie zu Hause, sondern

fährt wie ein Satan auf dem See herum, blitzschnell in einer zwölfrudrigen Galeere, die er mit seinen Leuten bemannt. Meine Pfarrkinder reißen die Augen auf, werden unruhig und munkeln von Hexerei. Nicht genug! Vom Eindunkeln an bis gegen Morgen steigen feurige Drachen und Scheine aus den Schlöten des Auhauses auf. Der General, statt wie ein Christenmensch zu schlafen, schmiedet und schlossert zuweilen die ganze Nacht hindurch. Kunstreiche Schlösser, wahre Prachtstücke, hab' ich von seiner Arbeit gesehn, die kein Dietrich öffnet, für Leute, sagte er mit einem boshaften Seitenblicke auf meine apostolische Armut, die Schätze sammeln, welche von Dieben gestohlen und von Motten gefressen werden. Nun Du begreifst, die Funkengarbe spielt ihre Rolle und wird als Straße des Höllenfürsten durch den Schornstein viel betrachtet und besprochen. So wuchs die Gährung. Die Leute aufklären ist von eitel bösen Folgen. Ich wählte den kürzeren Weg und ging hinüber, den General als Freund zu warnen. Kreuzsapperlot, an den Abend werd' ich mein Lebtag denken. Meine Warnung beseitigte er mit einem Hohnlächeln, dann faßte er mich am Rockknopfe und ein Diskurs bricht los, wie Sturm und Wirbelwind, sag' ich Dir, Pfannenstiel. Mit abgerissenen Knöpfen und gerädert kam ich nach Hause. Mosler hat er mir vorgesetzt, aber mit

den größten Bosheiten vergällt. Natürlich sprach er von seinem Testamente, denn das ist jetzt sein Steckenpferd. „Ihr steht auch darin, Ehrwürden!“ Ich erschrecke. „Nun, ich will Euch den Paragraphen weisen.“ Er öffnet das Convolut. „Leset.“ Ich lese, und was lese ich, Pfannenstiel?

. . . . . „Item, meinem schätzbaren Freunde, dem Pfarrer Rosenstock, zwei hohle Hemdknöpfe von Messing mit einer Glasscheibe versehen, worunter auf grünem Grunde je drei winzige Würfelchen liegen. Gestikulirt der Herr auf der Kanzel nun mit der Rechten, nun mit der Linken, und schüttelt besagte Würfelchen auf eine ungezwungene Weise, so kann er vermittelst wiederholter schräger Blicke bei währendem Sermone mit sich selbst ein kurzweiliges Spielchen machen. Vorgenannte Knöpfe sind in Algier, Tunis und Tripolis bei den Andächtigen beliebt und finden ihre Anwendung in den Moscheen während der Vorlesung des Korans“ . . .

„Nun denke Dir, Pfannenstiel, das Aergerniß bei Eröffnung des Testamentes! — Der Bösewicht ließ sich dann erbitten mir die Gabe gleich einzuhändigen und den Paragraphen zu streichen. Hier!“ Und Rosenstock hob das niedliche Spielzeug aus seiner Brusttasche.

„Das ist ja eine ganz ruchlose Erfindung,“ sagte Pfannenstiel mit einem Anfluge von Lächeln, denn er kannte

die Neigung des Uetikoners zum Würfelspiele, „und Du meinst, der General ist allen geistlichen Leuten auffäßig?“

„Allen ohne Ausnahme, seit er puncto gottloser Reden prozessirt und um eine schwere Summe gebüßt wurde!“

„Ist ihm nicht zu viel geschehen?“ fragte Pfannenstiel, der sich den helvetisch reformirten Glaubensbegriff mit etwas bescheidener Mystik versüßte und in dem keine Ader eines kirchlichen Verfolgers war.

„Durchaus nicht. Nur mußte er die ganze große Rechnung auf einmal bezahlen. Auf seinem ganzen Lebenswege, von Jugend an hat er blasphemirt und das wurde dann so gesammelt, das summirte sich dann so. Als er endlich in unserm letzten Bürgerkriege Rapperswyl vergeblich belagerte, ohne Menschenleben zu schonen, was die erste Pflicht eines republikanischen Heerführers ist, erbitterte er die öffentliche Meinung gegen sich und wir durften ihm an den Kragen. Da wurde ihm eingetränkt, was er alles an unserer Landeskirche gefrevelt hatte. Jetzt freilich dürfen wir dem Feldherrn der apostolischen Majestät weiter nichts anhaben, sonst wird er uns zum Possen noch katholisch und das zweite Aergerniß schlimmer als das erste. Man erzählt sich, er tafle in Wien mit Jesuiten und Kapuzinern. — Wir geistlichen Leute sind eben, so oder so betitelt und verkleidet, in der Welt nicht zu entbehren!“

Der Uetikoner belachte seinen Scherz und blieb stehen. „Hier ist die Grenze meines Weinbergs," sagte er. Mit diesem Ausdrucke bezeichnete er seine Gemeinde. „Willst Du nach dem Erzählten noch hinüber zum Generale? Pfannenstiel, begehst Du die Thorheit?"

„Ich will es ein Bischen mit der Thorheit versuchen, die Weisheit hat mir bis jetzt nur herbe Früchte gezeitigt," erwiederte Pfannenstiel sanftmüthig und schied von seinem gestrengen Collegen.

Zweites Kapitel.

Wenig später saß der verliebte und verzweifelnde Candidat auf dem Querbrete eines langen und schmalen Nachens, den der junge Schiffmann Bläuling mitten über die Seebreite mit kaum aus dem Wasser gehobenem Ruder der Au zulenkte.

Schon warf das schweigsame Eichendunkel seine schwarzen Abendschatten weit auf die schauernden Gewässer hinaus. Bläuling, ein ernsthafter, verschlossener Mensch mit regelmäßigen Gesichtszügen, that den Mund nicht auf. Sein Nachen schoß gleichmäßig und kräftig, wie ein selbständiges Wesen durch die unruhige Flut. Auf und nieder war der ganze See mit gewölbten Segeln bevölkert; denn es war Sonnabend, und die Schiffe kehrten von dem gestrigen städtischen Wochenmarkte heim. Drei Segel flogen heran, die eine Figur mit sich verschiebenden Endpunkten bildeten, und schlossen das Schifflein des Candidaten in ihre Linien ein.

„Nehmt mich mit in die weite Freiheit!“ flehte er sie unbewußt an, aber sie entließen ihn wieder aus ihrem wandernden Netze.

Unterdessen näherte sich zusehends das Landhaus des Generals und entwickelte seine Fassade. Der fest, aber leicht aufstrebende Bau hatte nichts zu thun mit den landesüblichen Hochgiebeln und es war, als hätte er bei seiner Eigenart die Einsamkeit absichtlich aufgesucht.

„Dort ist das Kämmerlein der Türkin,“ ließ sich jetzt der schweigsame Bläuling vernehmen, indem seine Rechte das Ruder fahren ließ und nach der Südecke des Hauses zeigte.

„Der Türkin?“ Der ganze Candidat wurde zu einem bedenklichen Fragezeichen.

„Nun ja, der Türkin des Wertmüllers; er hat sie aus dem Morgenlande heimgebracht, wo er für den Venetianer Krieg führte. Ich habe sie schon oft gesehen, ein hübsches Weibsbild mit goldenem Kopfputze und langen, offenen Haaren; gewöhnlich wenn ich vorüberfahre, legt sie die Finger an den Mund, als pfiffe sie einem Mannsvolk; aber gegenwärtig liegt sie nicht im Fenster.“

Ein langgezogener Ruf schnitt durch die Lüfte, gerade über die Barke hin: „Sweine-und!“ scholl es vernehmlich vom Ufer her.

Der aufgebrachte Bläuling schlug sein Ruder ins Wasser, daß zischend und spritzend ein breiter Strahl an der Seite des Fahrzeuges emporschoß.

„So wird man," zürnte er, „seit den paar Tagen, daß der Wertmüller wieder hier ist, überall auf dem See mit Namen gerufen. Es ist der verreckte Schwarze, der mit dem Sprachrohre des Generals rumort und spektakelt. Vergangenen Sonntag im Löwen zu Meilen schenkten sie ihm ein und soffen ihn unter den Tisch. Dann brachten sie ihn nachts in meinem Schiffe dem Wertmüller zurück. Nun schimpft der Kaminfeger durch das Rohr nach Meilen hinüber, aber morgen, beim Eid, sitzt er wieder unter uns im Löwen. — Nun frage ich: woher hat der Mohr das fremde Wort? Hier sagt man sich auch wüst, aber nicht so."

„Der General wird ihn so schelten," bemerkte Pfannenstiel kleinlaut.

„So ist es, Herr," stimmte der Bursche ein. „Der Wertmüller bringt die hochdeutschen, fremdländischen Wörter in's Land, der Staatsverräther! Aber ich lasse mir auf dem See nicht so sagen, beim Eid nicht."

Bläuling wandte ohne Weiteres seine Barke und gewann mit eiligen, kräftigen Ruderzügen wieder die Seemitte.

„Was ficht Euch an, guter Freund? Ich beschwöre

Euch," eiferte Pfannenstiel. „Hinüber muß ich! Nehmt doppelte Löhnung!"

Doch das Silber verlor seine Kraft gegen die patriotische Entrüstung und der Candidat mußte sich auf das Bitten und Flehen legen. Mit Mühe erlangte er von dem beleidigten Bläuling, daß ihn dieser, „weil Ihr es seid," sagte der Bursche, außerhalb der Tragweite des Sprachrohres um die ganze Halbinsel herum in ihre südliche Bucht beförderte. Dort ließ er den Candidaten an's Ufer steigen und ruderte nach wenigen Minuten den sich rasch verkleinernden Nachen wieder mitten in der Bläue.

Drittes Kapitel.

So wurde Pfannenstiel wie ein Geächteter unter den Eichen der Halbinsel ausgesetzt. Ein enger Pfad vertiefte sich in das Halbdunkel und er zögerte nicht, ihn zu betreten. Mit Diebesschritten eilte er durch das unter seinen Sohlen raschelnde Laub einer nahen Lichtung zu. Das einem bösen Traume verwandte Gefühl, den fremden Besitz auf so ungewöhnlichem Wege zu betreten, gab ihm Flügel, doch begann auch das Element des Abenteuerlichen, das in jedem Menschenherzen schlummert, seinen geheimen Reiz auf ihn auszuüben. So wirft sich ein Badender in die Fluth, die er zuerst leise schauernd mit der Zehe geprüft hat.

Die bald erreichte Lichtung war nur eine beschränkte, von oben wie durch eine Kuppelöffnung erhellte Moosstelle. Ein darauf spielendes Eichhorn setzte über den Kopf des Candidaten weg auf einen niederhangenden Zweig, der erst ins Schwanken gerieth, als das schnelle Thierchen schon einen zweiten erreicht hatte.

Wieder führte der Pfad eine Weile durch das grüne Dunkel, bis er sich plötzlich wandte und der Candidat das Landhaus in der Entfernung von wenigen Schritten vor sich erblickte.

Diese Schritte aber that er sehr langsam. Er gehörte zu jenen schüchternen Leuten, für welche das Auftreten und das Abgehen mit Schwierigkeiten verbunden ist, und der General stand im Rufe, seinen Gästen nur dieses, nicht aber jenes zu erleichtern. So kam es, daß er hinter der äußersten Eiche, einem gewaltigen Stamme, unschlüssig stehen blieb. Was er indessen aus seinem Verstecke hervor erlauschte, war ein idyllisches Bild, das ihn in keiner Weise hätte einschüchtern können.

Der General plauderte in der zur jetzigen Herbstzeit nur allzu luftigen Veranda, deren sechs hohe Säulen ein prächtiges ausländisches Weinlaub umwand, gemüthlich mit seinem Nachbar, dem Krachhalder, einem der Kirchenältesten von Mythikon, die der Candidat während seines Vicariats allsonntäglich im Chore hatte sitzen sehen und die ihm bekannt waren, wie die zwölf Apostel. Mit aufgestützten Ellenbogen ritt Wertmüller auf einem leichten Sessel und zeigte seine scharfe Habichtsnase und das stechende Kinn im Profil, während der schöne, alte, schlaue Kopf des Krachhalders einen ungemein milden Ausdruck hatte.

„Wir sind wie die Blume des Feldes", führte der Alte in erbaulicher Weise das Gespräch, „und es trifft sich, Herr Wertmüller, daß wir beide in diesen Tagen unser Haus bestellen. Ich mache Euch kein Geheimniß daraus: Drei Pfund vergabe ich zur neuen Beschindelung unserer Kirchthurmspitze."

„Ich will mich auch nicht als Lump erweisen," versetzte der General, „und werfe testamentarisch ebensoviel aus zur Vergoldung unsers Gockels, daß sich das Thier nicht schämen muß, auf der neu beschindelten Spitze zu sitzen."

Der Krachhalder schlürfte bedächtig aus dem vor ihm stehenden Glase, dann sprach er: „Ihr seid kein kirchlicher Mann, aber Ihr seid ein gemeinnütziger Mann. Erfahret: Die Gemeinde erwartet etwas von Euch."

„Und was erwartet die Gemeinde von mir?" fragte der General neugierig.

„Wollt Ihr es wissen? Und werdet Ihr es nicht zürnen?"

„Durchaus nicht."

Der Krachhalder machte eine zweite Pause. „Vielleicht ist Euch eine andere Stunde gelegener," sagte er.

„Es giebt keine andere Stunde, als die gegenwärtige. Benützt sie!"

„Ihr würdet Euch ein schönes Andenken stiften, Herr General, bei Kind und Kindeskind“ . . .

„Ich unterschätze den Nachruhm nicht“, sagte der General.

Dem Krachhalder, der den wunderlichen Herrn so aufgeräumt sah, schien der günstige Augenblick gekommen, dem lange genährten Wunsche der Mythikoner in vorsichtigen Worten Gestalt zu geben.

„Euer Forst im Wolfgang, Herr Wertmüller,“ begann er zögernd. Der General verfinsterte sich plötzlich und der alte Bauer sah es wie eine Donnerwolke aufsteigen, „stößt seine Spitze“ . . .

„Wohin stößt er seine Spitze?“ fragte Wertmüller grimmig.

Der Krachhalder überlegte, ob er vor- oder rückwärts wolle, ungefähr wie ein Mitten auf dem See vom Sturm Ueberraschter. Er entschied sich für das Vorrücken, „. . . mitten durch unsere Gemeindewaldung“ . . .

Jetzt sprang der General mit einem Satze von seinem Sessel auf, faßte ihn an einem Bein, schwang ihn durch die Lüfte und setzte sich in Fechtpositur.

„Wollen mich die Mythikoner plündern?“ schrie er wüthend, „bin ich unter die Räuber gefallen?“ Dann fuhr er, seine hölzerne Waffe senkend, gelassener fort: „Daraus wird nichts, Krachhalder. Redet das den

Leuten aus. Ich will Euch nicht noch von jenseits des Grabes eine Nase drehen!"

„Nichts für ungut," versetzte der Alte mit Ruhe, „Ihr werdet es bedenken, Herr Wertmüller."

Auch er hatte sich erhoben und nahm von dem Generale mit einem treuherzigen Händedruck den landesüblichen Abschied.

Wertmüller geleitetete ihn ein paar Schritte, dann wandte er sich und vor ihm stand sein Leibmohr Hassan. Der Schwarze machte eine flehentliche Geberde und bat, das Deutsche wunderlich radbrechend, um einen Urlaub für morgen Nachmittag; denn seine Seele zog ihn zu seinen neuen Freunden in Meilen.

„Bist Du ganz des Teufels, Hassan!" schalt ihn der General. „Sie haben Dir letzten Sonntag drüben arg genug mitgespielt."

„Mitgespielt!" wiederholte der Mohr, der das Wort mißverstand, „Schön, wundervoll Spiel!"

„Hast Du denn gar kein Ehrgefühl? Die Berührung mit der Civilisation richtet Dich zu Grunde, — Du säufst wie ein Christ!"

„Nicht saufen, Gnaden! Schön Spiel, einzig Spiel! J—aß!"* Er riß eine solche Grimasse und verdrehte

---

* Jaß, ein am Zürchersee beliebtes Kartenspiel.

die Augen mit so leidenschaftlicher Inbrunst, daß Pfannenstiel, der, wie oft die unschuldigen Menschen, viel Sinn für das Komische und überdieß jetzt etwas gespannte Nerven hatte, in ein vernehmliches Gekicher ausbrach, welches er mit aller Gewalt nicht unterdrücken konnte.

Seine Gegenwart verrathen sehend, trat der Candidat, da er nicht wie eine überraschte Dryade in die Eiche hineinschlüpfen konnte, verschämt hinter derselben hervor und näherte sich dem General mit wiederholten verlegenen Bücklingen.

„Was will denn Er hier?“ fragte dieser gedehnt und maß ihn vom Wirbel bis zur Zehe: „Wer ist Er?“

„Ich bin der Vetter . . . des Vetters . . . vom Vetter . . .“ stotterte der Angeredete.

Der General runzelte die Stirne.

„Mein Vater war ein Pfannenstiel und meine Mutter ist eine selige Rollenbutz . . .“

„Will Er mir seinen ganzen verfluchten Stammbaum expliziren? Was Vetter? Mein Bruder ist Er — alle Menschen sind Brüder! Scheer Er sich zum Teufel!“ und Wertmüller wandte ihm den Rücken.

Pfannenstiel regte sich nicht. Der Empfang des Generals hatte ihn versteinert.

„Fannen-stiel —“ buchstabirte der Schwarze das ihm

noch unbekannte Wort, als wolle er seinen deutschen Sprachschatz bereichern.

„Pfannenstiel?“ wiederholte auch der aufmerksam werdende General, „der Name ist mir bekannt — halt, Er ist doch nicht der Autor,“ und er kehrte sich dem Jüngling wieder zu, „der mir gestern seine Dissertation über die Symbolik der Odyssee zugesendet hat?“

Pfannenstiel neigte bejahend das Haupt.

„Dann ist Er ja ein ganz liebenswürdiger Mensch!“ sagte Wertmüller und ergriff ihn freundlich bei der Hand. „Wir müssen uns kennen lernen.“ —

Viertes Kapitel.

Er trat mit dem Gaſte in die Veranda, drückte ihn auf einen Sitz nieder, goß ihm eines der auf dem Schenktiſche ſtehenden Gläſer voll und ließ ihn ſich erholen und erquicken.

„Der Empfang war militäriſch," tröſtete er ihn dann, „aber Ihr werdet im Soldaten keinen unebenen Hauswirth finden. Ihr nächtigt heute auf der Au — ohne Widerrede! — Wir haben Manches zu verhandeln — Seht, Lieber, Eure Abhandlung hat mich ganz angenehm unterhalten," und Wertmüller langte nach dem Buche, welches in einer Fenſterniſche des die Rückwand der Veranda bildenden Erdgeſchoſſes lag und zwiſchen deſſen Blätter er die zerleſene Diſſertation des Candidaten eingelegt hatte.

„Zuerſt eine Vorfrage: Warum habt Ihr mir Euer Werk nur mit einer Zeile zugeſchrieben, ſtatt mir es coram populo auf dem erſten weißen Blatte mit aufrichtigen, großen Druckbuchſtaben zu dediciren? Weil ich mit den Faffen, Euern Collegen, geſpannt bin, he?

Ihr habt keinen Charakter, Pfannenſtiel; Ihr ſeid ein ſchwacher Menſch."

Der Candidat entſchuldigte ſich, ſeine unbedeutende Arbeit habe den Namen des berühmten Feldherrn und Literaturkenners nicht vor ſich her tragen dürfen.

„Durchaus nicht unbedeutend," lobte Wertmüller. „Ihr habt Phantaſie und ſeid in die purpurnen Tiefen meines Lieblingsgedichtes untergetaucht, wie nicht leicht ein Anderer. Freilich um etwas Abſurdes zu beweiſen. Aber es iſt einmal nicht anders: wir Menſchen verwenden unſere höchſten Kräfte zu albernen Reſultaten. Dachtet Ihr daran, mich rechtzeitig zu Rathe zu ziehen, ich gab Eurer Diſſertation eine Wendung, die Euch ſelber, Euere fäſſiſchen Examinatoren, das ganze Publikum in Erſtaunen geſetzt hätte. Ihr habt es gefühlt, Pfannenſtiel, daß die zweite Hälfte der Odyſſee von beſonderer Schönheit und Größe iſt. Wie? Der Heimgekehrte wird als ein fahrender Bettler an ſeinem eigenen Herde mißhandelt. Wie? Die Freier reden ſich ein, er kehre niemals wieder und ahnen doch ſeine Gegenwart. Sie lachen und ihre Geſichter verzerrt ſchon der Todeskampf — das iſt Poeſie. — Aber Ihr habt Recht, Pfannenſtiel, was nützt mir die Poeſie, wenn nicht eine Moral dahinter ſteckt? Es iſt eine Deviſe in das Zuckerwerk hineingebacken — zerbrechen wir es!

Da der Odysseus nicht bloß den Odysseus bedeuten darf, wen oder was bedeutet er denn? Unsern Herrn und Heiland, — so beweist Ihr und habt Ihr es drucken lassen, — wenn er kommt zu richten Lebendige und Todte. Nein, Candidat, Odysseus bedeutet jede in Knechtesgestalt mißhandelte Wahrheit mitten unter den übermüthigen Freiern, will sagen Fassen, denen sie einst in sieghafter Gestalt das Herz durchbohren wird.

He, Candidat, wie gefällt Euch das? — So hättet Ihr es wenden sollen und seid gewiß, Eure Dissertation hätte gerechtes Aufsehen erregt!"

Pfannenstiel erbebte bei dem Gedanken, daß sich seiner Symbolik diese gotteslästerliche und verwegene Wendung hätte geben lassen. Sein einfaches Wesen ließ ihn den Pferdefuß des alten Spötters nicht oder doch nur in unbestimmten Umrissen erkennen.

Um sich der Verlegenheit zu entziehen, dem alten Freigeist eine Antwort geben zu müssen, nahm der Candidat den Pergamentband in die Hände, mit welchem Wertmüller während seiner Rede gestikulirt hatte. Es war die aldinische Ausgabe der Odyssee. Pfannenstiel betrachtete andächtig das Titelblatt des seltenen Buches. Plötzlich fuhr er zurück wie vor einer züngelnden Natter. Er hatte auf dem freien Raume links neben dem Wappen des venetianischen Buchhändlers

etwas verblichene, kühnfließende Federzüge entdeckt, die folgende Zeilen bildeten:

Georgius Jeratius me jure possidet

Constat R. 4. Kz. 12.

Er warf das Buch weg, als athme es einen Blutgeruch aus.

Damals moderte der fragwürdige Bündner schon seit Decennien in der Domkirche von Chur, während sein Bild in zahmen und unpatriotischen Zeiten sich zu einem widerwärtigen verzerrt hatte, so daß nur der Apostat und der Blutmensch übrig blieb. Pfannenstiel betrachtete ihn einfach als ein Ungeheuer, an dessen Dagewesensein er kaum glauben, das er sich nicht realisiren konnte.

Der General weidete sich an seinem Schrecken, dann sagte er leichthin: „Der liebe Mann, Euer gewesener College, hat mich damit beschenkt, wie wir noch auf gutem Fuße standen und ich ihn auf seinem Malepartus in Davos besuchte."

„Also hat er doch gelebt!" sprach der Candidat halblaut vor sich hin, „er hat Bücher besessen, wie Unsereiner, und ihren kostenden Preis auf das Titelblatt geschrieben."

„Ja wohl hat er gelebt, und recht persönlich und zähe," sagte der General mit hellem Lachen. „Noch

heute Nacht träumte mir von dem Bündner . . . Das kam daher, daß ich mich den ganzen gestrigen Tag mit einem häßlichen Geschäfte abgegeben hatte. Ich schrieb mein Testament nieder, und was ist kläglicher, als bei athmendem Leibe über seinen Besitz zu verfügen, der ja auch ein Theil von uns selber ist!"

Die Neugierde des jungen Geistlichen wurde rege. Vielleicht war es ein warnendes Traumgesicht gewesen, das, fein und erbaulich ausgelegt, in dem ihm gegenüber Sitzenden einen guten und frommen Gedanken konnte entstehen lassen. „Wollt Ihr mir Euern Traum nicht mittheilen?" fragte er mit einem gefühlvollen Blicke.

„Er steht zu Diensten. Es war in Chur. Menschengedränge, Staatsperücken, Militärpersonen, — von der Hofkirche her Geläute und Salutschüsse. Wir treten unter dem Thorbogen hervor in den bischöflichen Hof. Jetzt gehen wir zu Zweien, neben mir ein Coloß. Ich sehe nur einen Federhut, darunter eine Gewaltsnase und den in den Kragen gesenkten pechschwarzen Spitzbart: „Wertmüller", fragte der Große, „wen bestatten wir?" — „Ich weiß nicht", sage ich. Wir treten in die Kathedrale zwischen das Gestühl des Schiffes. „Wertmüller," fragt der Andere, „wem singen sie ein Requiem?" — „Ich weiß nicht," sag' ich ungeduldig. „Kleiner Wertmüller," sagt er, stell' Dich einmal auf die Zehen und

ſieh', wer davorn aufgebahrt liegt." — Jetzt unterſcheide ich deutlich in den Ecken des Bahrtuches den Namenszug und das Wappen des Jenatſchen, und im gleichen Augenblicke wendet er, neben mir ſtehend, mir das Geſicht zu — fahl mit verglühten Augen. „Donnerwetter, Oberſt," ſag' ich, „Ihr liegt dort vorn unter dem Tuche mit Euern ſieben Todeswunden und führt hier einen Diskurs mit mir! Seid Ihr doppelt? Iſt das vernünftig? Iſt das logiſch? Scheert Euch in die Hölle, Schäcker!" Da antwortete er niedergeſchlagen: „Du haſt mir nichts vorzurücken — mach' Dich nicht mauſig. Auch Du, Wertmüller, biſt todt."

Pfannenſtiel überlief es kalt. Dieſer Traum am Vorabende des ohne Zweifel [illegible]n Feldzuges, welcher dem General draußen im Reich[illegible] bevorſtand, ſchien ihm von ernſter Vorbedeutung und er ſann auf ein Wort geiſtlicher Zuſprache.

Auch Wertmüller konnte ſeinen Traum, nachdem er ihn einmal mitgetheilt, nicht ſogleich wieder los werden. „Der Oberſt wurde von ſeinem Liebchen mit der Axt wie ein Stier niedergeſchlagen," erging er ſich in lauten Gedanken, „mir wird es ſo gut nicht werden. Fallen — wohlan! Aber nicht in einem Bettwinkel krepiren!"

Vielleicht dachte er an Gift, denn er war am Hofe zu Wien in ein hartnäckiges Intriguenſpiel verwickelt

und hatte sich dort durch seinen Ehrgeiz Todfeinde gemacht.

„Ehe ich meinen Koffer packe," fuhr er nach einer Pause fort, „möchte ich wohl noch einen Menschen glücklich machen —"

Dem Candidaten schoß das Wasser in die Augen, nicht in selbstsüchtigen Gedanken, sondern in uneigennütziger Freude über diese schöne Regung; doch es trocknete schnell, als der General seinen Satz abschloß: — „besonders wenn sich ein kräftiger Schabernack damit verbinden ließe."

Das abergläubische Gefühl, das den General angewandelt hatte, war rasch vorübergegangen. „Was ist Euer Anliegen?" fragte er seinen Gast mit einer jener brüsken Wendungen, die ihm geläufig waren. „Ihr seid nicht hierher gekommen, um Euch meine Träume erzählen zu lassen."

Nun berichtete Pfannenstiel dem Generale mit einer unschuldigen List, denn er wollte ihm seine Liebesverzweiflung, für die er ihm kein Organ zutraute, nicht verrathen, wie ihn über dem Studium der Odyssee ein unwiderstehliches Verlangen ergriffen, die Heimat Homers, die goldene Hellas kennen zu lernen. Da er keinen andern Weg wisse, seine Wanderlust zu befriedigen, sei ihm der Gedanke gekommen, sich bei dem Herrn für die

Feldkaplanei seiner venetianischen Compagnie zu melden, die ja in den griechischen Besitzungen der Republik stationire. „Sie ist erledigt," schloß er, „und wenn Ihr mir ein Weniges gewogen seid, weiset Ihr mir die Stelle zu."

Wertmüller blickte ihn scharf an. „Ich bin der Letzte," sagte er, „der einem jungen Menschen eine gefährliche Carriere widerriethe! Aber er muß dazu qualifizirt sein. Euer Knochengerüste, Freund, ist nicht fest genug gezimmert. Der erste beste relegirte Raufbold von Leipzig oder Jena wird meinen Kerlen mehr imponiren, als Euer Johannesgesicht. Schlagt Euch das aus dem Kopfe. Wollt Ihr den Süden sehen, so sucht als Hofmeister Dienste bei einem jungen Cavalier und klopft ihm die Kleider! Doch auch das kann Euch nicht taugen. Das Beste ist, Ihr bleibt zu Hause. Blickt aus! Zählt alle die Thurmspitzen am See — das Kanaan der Pfarrer. Hier ist Euer Rhodus, hier tanzt — will sagen predigt! — Wozu sind die Geleise bürgerlicher Verhältnisarten da, als daß Euresgleichen sie befahre? Ihr wißt nicht, welcher Schenkelschluß dazu gehört, um das Leben souverän zu tractiren. Steht ab von Eurer Laune!" und er machte die Geberde, als griffe er einem Roße in die Zügel, das mit einem unvorsichtigen Knaben durchgegangen ist.

Es entstand eine Pause. Wieder warf der General dem Candidaten einen beobachtenden Blick zu.

„Ihr seid ein lauterer Mensch," sagte er dann, „und es war [illegible]er Ernst, Ihr würdet das griechische Abenteuer bes[illegible]nden haben. Wie reimt sich das mit dem Pfannenstiel, den ich hier vor mir sehe? Da liegt ein Aal unter dem Steine. Ein verrückter Antiquar, wie sie zwischen den Ruinen herumkriechen, seid Ihr nicht. Also seid Ihr desperat. Aber warum seid Ihr desperat? Was treibt Euch weg? Heraus damit. Eine Figur? He? Ihr erröthet!"

Der sechzigjährige Wertmüller behandelte die weiblichen Wesen als Staffage und pflegte sie schlechtweg mit dem Malerausdrucke „Figuren" zu benennen.

„Wo habt Ihr zuletzt konditionirt?"

„In Mythikon bei Euerm Herrn Vetter während seiner Gichtanfälle."

„Bei meinem Vetter? Will sagen bei der Rahel. Nun ist alles klar und deutlich wie mein neuverfaßtes Exerzierreglement. Das Mädchen hat Euch den Kopf verrückt und dann, wie recht und billig, einen Korb gegeben?"

Der zartfühlende Candidat hätte sich eher das Herz aus dem Leibe reißen lassen, als eingestanden, daß die Rahel — wie er daran nicht zweifeln konnte — ihm herzlich wohl wolle. Er antwortete bescheiden:

„Der Herr Wertmüller, sonst mein Gönner, hat mich verabschiedet, weil ich mit Schießgewehr nicht umzugehen verstehe und mich auch davor scheue. Vor zwanzig Jahren ist damit in meiner Familie ein Unglück begegnet. Er nöthigte mich, mit ihm in die Scheibe zu schießen und ich habe keinen Schuß hinein gebracht."

„Ihr hättet Euch weigern sollen. Das hat Euch in Rahels Augen heruntergesetzt. Sie trifft immer in's Schwarze. — Donnerwetter, da fällt mir ein, daß ich dem Alten noch etwas schuldig bin. Der geistliche Herr hat mir, während ich am Rheine bataillirte, meine Meute hier ganz meisterhaft beaufsichtigt. Er ist ein Kenner. Hassan, hol' mir gleich das violette Saffianfutteral her, links zu unterst im Glasschranke der Waffenkammer. — Laßt Euch nicht stören, Candidat."

Der Mohr beeilte sich und nach wenigen Augenblicken hielt Wertmüller zwei kleine Pistolen von zierlicher Arbeit in der Hand. Er reinigte mit einem Lederlappen die damascirten Läufe und den Silberbeschlag der Kolben, in welchen hübsche seltsame Arabesken eingegraben waren.

„Fortgefahren, Freund, in Eurer Elegie!" sagte er. „Das Mädchen also gab Euch einen Korb — oder ist es möglich, liebt sie Euch? . . . Es giebt wunderliche

Naturspiele! — und nur der Alte hätte Euch abblitzen lassen, he? Was gab er Euch für Gründe?"

Pfannenstiel blieb erst die Antwort schuldig. Ihm war ängstlich zu Muthe geworden, denn der General hatte, während er sprach, den Hahn der einen Pistole gespannt. Jetzt berührte Wertmüller den Drücker mit ganz leisem Finger und der Hahn schlug nieder. Er spannte die zweite, streckte den Arm aus, schnitt eine Grimasse; nur nach harter Anstrengung gelang es ihm loszudrücken. Das Spiel der Feder mußte sich aus irgend einem Grunde verhärtet haben und er schüttelte unzufrieden den Kopf.

Der Candidat, der stark mit den Augen gezwinkert hatte, nahm jetzt den Faden des Gesprächs wieder auf, um den wahren Grund seiner Hoffnungslosigkeit anzudeuten. „Eine Wertmüllerin und ein Pfannenstiel!" sagte er in einem resignirten Tone, als nenne er Sonne und Mond und finde es ganz natürlich, daß dieselben nicht zusammenkommen.

„Laß Er mich mit diesen Narreteien zufrieden!" fuhr ihn der General hart an. „Sind wir noch nicht über die Kreuzzüge hinaus, in welcher geistreichen Epoche die Wappen erfunden wurden? Aber auch damals, wie überhaupt jeder Zeit, galt der Mann mehr als der Name, sonst wäre die Welt längst vermodert wie ein

wurmſtichiger Apfel. Seh' Er, Pfannenſtiel, ich gelte hier für einen Patricius; als ich aber in kaiſerliche Dienſte trat, wie blickten die Herren Collegen von ſo und ſo viel Quartieren hochnaſig auf das plebejiſche Mühlrad in meinem Wappen herunter. Dennoch mußten ſie es eben leiden, daß der Müller die von ihnen mehr als zur Hälfte ruinirte Campagne wiederherſtellte und gewann! Hör' Er, Pfannenſtiel, es fehlt Ihm an Selbſtgefühl und das ſchadet Ihm bei der Rabel."

Der Candidat befand ſich in einem ſeltſamen Falle. Er konnte den Standpunkt Wertmüllers nicht theilen, denn er fühlte dunkel, daß eine ſo vollſtändige Vorurtheilsloſigkeit die ganze alte Ordnung der Dinge durchſtieß und dieſe war ihm ehrwürdig, auch da, wo ſie zu ſeinen Ungunſten wirkte.

Aber Wertmüller verlangte keine Antwort. Er hatte ſich erhoben und trat, in jeder Hand eine Piſtole, einem hochgewachſenen Mädchen entgegen, das auf dem vom feſten Lande her ausmündenden Wege einherkam. Der General hatte den Ries unter ihren leichten, raſchen Schritten knirſchen hören.

„Guten Abend, Pathchen", begrüßte er ſie und ſeine grauen Augen leuchteten.

Das ſchöne Fräulein aber zog die Brauen zuſammen, bis der Alte die beiden Piſtolen, die ihr offenbar ein

Aergerniß waren, die eine in die rechte, die andere in die linke seiner geräumigen Rocktaschen steckte. Ich habe Besuch, Rahel," sagte er. „Erlaube mir, meinen jungen Freund Dir vorzustellen, den Herrn Candidaten Pfannenstiel."

Die Wertmüllerin war näher getreten, während sich Pfannenstiel linkisch von seinem Stuhle erhob. Sie bekämpfte ein Erröthen, das aber sieghaft bis in die feine Stirn und bis unter die Wurzeln ihres vollen braunen Haares aufflammte. Der Candidat schlug erst die Augen nieder, als hätte er mit ihnen ein Bündniß geschlossen, keine Jungfrau anzuschauen, erhob sie dann aber mit einem so innigen und strahlenden Ausdrucke des Glückes und der Liebe und seine guten Blicke fanden in zwei braunen Augen einen so warmen Empfang, daß selbst der alte Spötter seine Freude hatte an der ungeschminkten Neigung zweier unschuldiger Menschenkinder.

Er vermehrte seltsamer Weise die erste süße Verwirrung der Beiden mit keinem Scherzworte. Ist es nicht, als ob ein tiefes und wahres Gefühl in seinem natürlichen und bescheidenen Ausdrucke aus dieser Welt des Zwanges und der Maske uns in eine zugleich größere und einfachere versetze, wo der Spott keine Stelle findet?

Lange freilich hätte er sie nicht ungeneckt gelassen, aber das gescheite und tapfere Mädchen enthob ihn der Versuchung. „Ich habe mit Euch zu reden, Pathe,"

ſagte ſie „und gehe voran nach der zweiten Bank am See. Laßt mich nicht zu lange warten!“

Sie verbeugte ſich leicht gegen den Candidaten und war verſchwunden.

Der General nahm dieſen bei der Hand und führte ihn eine Treppe hinauf in ſein Bibliothekzimmer, in das die Seebreite durch drei hohe Bogenfenſter hereinleuchtete.

„Seid get[illegible]“ ſagte er, „ich werde bei der Rahel für Euch Partei nehmen. Unterdeſſen wird es Euch hier an Unterhaltung nicht mangeln. Ihr liebt Bücher! Hier findet Ihr die Poeten des Jahrhunderts tutti quanti.“ Er zeigte auf einen Glasſchrank und verließ den Saal. Da ſtanden ſie in glänzenden Reihen, die Franzoſen, die Italiäner, die Spanier, ſelbſt einige Engländer, ein gehäufter Schatz von Geiſt, Phantaſie und Wohllaut, und Wertmüller, der ohne Frage auf der Höhe der Zeitbildung ſtand, würde ungläubig den Kopf geſchüttelt haben, wenn ihm zugeflüſtert worden wäre, Einer fehle hier, der ſie alle insgeſammt voll aufwiege.

Der überall Beleſene hatte William Shakeſpeare nicht einmal nennen hören.

Der Candidat ließ die Poeten unberührt, denn für ein junges Blut iſt die Nähe der Geliebten mehr als alle neun Muſen.

Fünftes Kapitel.

Der General hatte einen Pfad eingeschlagen, der sich dicht am Ufer um die Krümmungen der Halbinsel schlängelte und hier erblickte er bald Rahel Wertmüller, die, auf einer verwitterten Steinbank sitzend, das feine Profil nach der jetzt abendlich dämmernden Flut hinwendete. Ein aufrichtiger Ausdruck tiefer Betrübniß lag auf dem hübschen und entschlossenen Gesichtchen.

„Was dichtest und trachtest Du?“ redete er sie an.

Sie antwortete, ohne sich zu erheben: „Ich bin nicht mit Euch zufrieden, Pathe.“

Der General lehnte sich an den Stamm einer Eiche und kreuzte die Arme. „Womit habe ich es bei Euer Wohlgeboren verscherzt?“ sagte er.

Das Fräulein warf ihm einen Blick des Vorwurfs zu. „Ihr fragt noch, Pathe? Wahrlich, Ihr handelt an Papa nicht gut, der Euch doch nur Liebes und nichts zu Leide gethan hat. — Was war das wieder für ein

Spektakel vergangenen Sonntag! Durch Euere Verleitung hat er den ganzen Nachmittag mit Euch auf Euerm Au-Teiche herumgeknallt. Welch' ein Schauspiel! Aufflatternde verwundete Enten, im Moor nach der Beute watende Jungen, der Vater in großen Stiefeln und das ganze Dorf als Zuschauer!" . . .

„Es beurtheilte die Schüsse," warf Wertmüller ein.

„Pathe" — das Mädchen war von seinem Sitze aufgesprungen und seine schlanke Gestalt bebte vor Unwillen, — „ich meinte bisher, Ihr hättet — trotz mancher Wunderlichkeit — das Herz am rechten Flecke. Aber ich habe mich geirrt und fange an zu glauben, hier sei bei Euch etwas nicht in Ordnung!" und sie wies mit einer kleinen Geberde des Zeigefingers nach der linken Brustseite des Generals. „Ich hielt Euch," fügte sie freundlicher hinzu, „für eine Art Rübezahl . . . so heißt doch der Geist des Riesengebirges, von dessen Koboldstreichen Ihr so lustig zu erzählen wißt?" . . .

„Dem es zuweilen Spaß macht, Gutes zu thun und der, wenn er Gutes thut, dabei sich einen Spaß macht."

„So ungefähr. Doch, wie gesagt, wenn Ihr ebenso boshaft seid, wie der Berggeist, — von Wohlthat ist dabei nichts sichtbar. Ihr werdet den Vater noch ins Verderben stoßen. Wären unsere Mythikoner im Grund nicht so gute Leute, die ihren Pfarrer decken, wo sie

können, längst wäre in Zürich gegen ihn Klage erhoben worden. Und mit Recht; denn ein Geistlicher, der wachend und träumend keinen andern Gedanken mehr hat, als Halali und Halalo, muß jeder christlichen Seele ein tägliches Aergerniß sein. Das wächst mit den Jahren. Neulich da der Herr Decan seinen Besuch meldete und zur selben Zeit der Bote eine in der Stadt angekaufte Jagdflinte dem Vater zutrug, mußte ich ihm dieselbe unkindlich entwinden und in meinen Kleiderschrank verschließen, sonst hätte er noch — ein schrecklicher Gedanke, — den ehrwürdigen Herrn Steinfels auf's Korn genommen. Ihr lacht, Pathe? — Ihr seid abscheulich! — Ich könnte Euch darum hassen, daß Ihr, der seine Schwäche kennt, ihn noch stachelt und aufreizt, als wäret Ihr sein böser Engel. — Nächstens wird er noch einmal mit geladenem Gewehr die Kanzel besteigen! . . . Ich freute mich, da Ihr kamet und nun frage ich: Reis't Ihr bald, Pathe?"

„Mit geladenem Gewehr die Kanzel besteigen?" wiederholte Wertmüller, den dieser Gedanke zu frappiren schien. „Ha, ha, Pathchen! Der Vater ist mir der erträglichste aller Schwarzröcke und Du bist mir die liebste aller Figuren. Ich will dem Alten eine Genugthuung geben. Weißt Du was? ich gehe morgen bei Euch zur Kirche — das rehabilitirt den Vater zu Stadt und Lande."

Rahel schien von dieser Aussicht wenig erbaut. „Pathe," sagte sie, „Ihr habt mich aus der Taufe gehoben und das Gelübde gethan, auf mein zeitliches und ewiges Heil bedacht zu sein. Für das letztere könnet Ihr nichts thun, denn es steht in diesem Punkte bei Euch selbst sehr windig. Aber ist das ein Grund, auch mein zeitliches zu ruiniren? Ihr solltet, scheint mir, im Gegentheil darauf denken, mich wenigstens auf dieser Erde glücklich zu machen — und Ihr macht mich unglücklich!" Sie zerdrückte eine Thräne.

— „Vortrefflich raisonnirt," sagte der General. „Pathchen, ich bin der Berggeist und Du hast drei Wünsche bei mir zu gut."

„Nun," versetzte das Fräulein, auf den Scherz eingehend. „Erstens: Heilt den Vater von seiner ungeistlichen Jagdlust!"

— „Unmöglich. Sie steckt im Blute. Er ist ein Wertmüller. Aber ich kann seiner Leidenschaft eine unschädliche Bahn geben. Zweitens?"

„Zweitens" . . . Rahel zögerte.

„Laß mich an Deiner Stelle reden, Mädchen. Zweitens: Gebt dem Hauptmann Leo Kilchsperger Urlaub zu Werbung, Verlöbniß und Heirat."

— „Nein!" versetzte Rahel lebhaft.

— „Er ist ein perfecter Cavalier."

— „Einem perfecten Cavalier hängt manches um und an, worauf ich Verzicht leiſte, Pathe.“

— „Ein beſchränkter Standpunkt.“

— „Ich halte ihn feſt, Pathe.“

— „Meinetwegen — Alſo ein anderes Zweites. Zweitens: Berggeiſt, verſchaffe dem Candidaten Pfannenſtiel die von ihm begehrte Feldkaplanei in venetianiſchen Dienſten.“

— „Nimmermehr!“ rief die Wertmüllerin. „Was? der Unglückliche begehrt die Feldkaplanei unter Euerm venetianiſchen Geſindel?“ Der zarte und gute Menſch? Darum iſt er zu Euch gekommen?“

Der General bejahte. „Ich rede es ihm nicht aus.“

— „Redet es ihm aus, Pathe. Graſſirt nicht Peſt und Fieber in Morea?“

— „Zuweilen.“

— „Lieſt man nicht von häufigen Schiffbrüchen im adriatiſchen Meere?“

— „Hin und wieder.“

— „Iſt die Geſellſchaft in Venedig nicht ganz entſetzlich ſchlecht?“

— „Die gute iſt dort wie allenthalben und die ſchlechte ganz vortrefflich.“

— „Pathe, er darf nicht hin, um keinen Preis!“

— „Gut. Alſo ein anderes Zweites verbunden mit

dem Dritten: Berggeist, mache den Candidaten Pfannenstiel zum wohlbestellten Pfarrer von Mythikon und gieb mich ihm zur Frau!"

Rahel wurde feuerroth. „Ja, Berggeist," sagte sie tapfer.

Diese resolute Antwort gefiel dem General aus der Maßen.

„Er ist eine reinliche Natur," lobte er, „aber ihm fehlt die Männlichkeit, welche die Figuren unwiderstehlich hinreißt —"

— „Bah," — machte sie leichthin und fuhr entschlossen fort: „Pathe, Ihr habt ein Dutzend Feldschlachten gewonnen, Ihr verderbt Euern listigsten Feinden in der Hofburg das Spiel, Ihr seid ein berühmter und welterfahrner Mann — wendet ein Hunderttheilchen Eueres Geistes daran, mich — was sage ich — uns glücklich zu machen, und wir werden es Euch zeitlebens Dank wissen."

Der General ließ sich auf die leere Steinbank nieder und legte in tiefem Nachdenken die Hände auf die Kniee, wie eine ägyptische Gottheit. So berührte er die beiden Pistolen in seinen Taschen; es blitzte in seinen scharfen grauen Augen plötzlich auf und er brach in ein unbändiges Gelächter aus, wie er seit Decennien nicht mehr gelacht hatte, in ein wahres Schulbubengelächter. Da er

zugleich aufgesprungen war, rasch dem Innern der Halbinsel sich zukehrend, wiederholte ein Echo diesen Ausbruch ausgelassener Lustigkeit in so geisterhafter und grotesker Weise, daß es war, als hielten sich alle Faune und Panisken der Au die Bäuchlein über einen tollen und gottvergessenen Einfall.

Der General beruhigte sich. Er schien seinen Anschlag und die Möglichkeit des Gelingens mit scharfem Verstande zu prüfen. Das Wagniß gefiel ihm. „Zähle auf mich, mein Kind," sagte er väterlich.

— „Hört, Pathe, dem Papa darf kein Leides geschehen!"

— „Lauter Gutes."

— „Pfannenstiel darf nicht gezaust werden!"

Wertmüller zuckte die Achseln. „Der spielt eine ganz untergeordnete Rolle."

— „Und Ihr werdet Euern Spaß dabei haben?" fragte das Mädchen gespannt, denn das Gelächter hatte sie doch etwas bedenklich gemacht.

— „Ich werde meinen Spaß dabei haben."

— „Kann es nicht mißlingen?"

— „Der Plan ist auf die menschliche Unvernunft gegründet und somit tadellos. Aber etwas Chance gehört zu jedem Erfolg."

— „Und mißlingt es?"

— „So bezahlt Rudolf Wertmüller die Zeche.“

Noch einmal besann sich das Mädchen recht ernstlich; aber ihre resolute Natur trug den Sieg davon. Sie hatte überdies ein unbedingtes Vertrauen zu der verwegenen Combinationsgabe und selbst in gewissen Grenzen zu der Lojalität ihres Verwandten. Daß ein schadenfroher Streich mitlaufen werde, wußte sie, — es war das eben der Kaufpreis ihres Glückes, — aber sie wußte auch, daß Wertmüller sie lieb habe und seinen Spuk darum nicht allzu weit treiben würde. Zudem lag etwas in ihrem Blute, das eine rasche, wenn auch gewagte Lösung einer nagenden Ungewißheit vorzog.

„An's Werk, Rübezahl!“ sagte sie. „Wann beginnst Du Dein Treiben, Berggeist?“

— „Morgen Mittag bist Du Braut, Kindchen. Ich verreise Montag in der Frühe.“

— „Adieu, Berggeist!“ grüßte sie enteilend und warf ihm eine Kußhand zu, während er ihr nachsah und seine Freude hatte an ihrem schlanken und sichern Gange.

Sechstes Kapitel.

Zu später Abendstunde saßen der General und der Candidat an einer reichbesetzten und glänzend erleuchteten runden Tafel sich gegenüber in einem geräumigen Saale, dessen helle Stuckwände mit guten, in Oel gemalten Schlachtenbildern bedeckt waren.

Wertmüller wußte, welche Poesie das „Tischlein, deck' dich!" für einen in dürftigen Verhältnissen aufgewachsenen Jüngling hat; aber auch an geistiger Bewirthung ließ er es nicht fehlen. Er erzählte von seinen Fahrten in Griechenland, er rühmte die Naturwahrheit der Landschaften und der Meerfarben in der Odyssee, er ließ die edeln und maßvollen Formen eines hellenischen Tempels vor den Augen des entzückten Candidaten aufsteigen, — kurz, er machte ihn glücklich.

Seiner davon unzertrennlichen militärischen Abenteuer gedachte er nur im Vorbeigehen, aber so drastisch, daß Pfannenstiel in der Nähe des alten Landsknechtes

sich als einen herzhaften und verwegenen Mann fühlte, während Wertmüller in der naiven Bewunderung seines Zuhörers um einige Dezennien sich verjüngte und erleichterte.

So achtete es Pfannenstiel nicht groß, als der General in der Hitze des Gespräches ihm auf den Leib rückte, von den vier breiten flachen Knöpfen, die sein Gewand zwischen den schmächtigen Schultern vorn zusammenhielten, den obersten abriß und denselben, nachdem er ihn einer kurzen Betrachtung unterworfen, in einen dunkeln Zimmerwinkel warf, dann an einem der mittlern drehte, bis dieser nur noch an einem Faden hing.

Zwischen den Birnen und dem Käse aber änderte sich die Szene. Der General hatte gegen seine Gewohnheit — er war längst ein mäßiger Mann geworden — einige Gläser feurigen Burgunders geleert und da er, wie man zu sagen pflegt, einen grimmigen Wein trank, begann es ihn denn doch ein Bischen zu wurmen, daß die schöne und tapfere Rahel ihr Herz an einen sanftmüthigen, unkriegerischen Menschen, noch dazu an einen „Fassen" verschenkt hatte, und sein Dämon nöthigte ihn, den Candidaten, den er doch leiden mochte, zu gutem Ende noch einmal unbarmherzig zu foppen.

Er befahl dem aufwartenden Hassan, Pulverhorn

und Kugelbeutel zu bringen, zog die beiden Terzerole aus seinen Rocktaschen und legte sie vor sich auf die Tafel.

„Die Rahel mag Euch," wendete er sich jetzt an den Candidaten, „aber wollt' Ihr sie zum Weibe gewinnen, müßt Ihr dem schönen Kinde einmal als ein ganzer Mann entgegentreten. Das wird ihr einen bleibenden Eindruck machen und Ihr dürft Euch dann ruhig die eheliche Schlafmütze über die Ohren ziehen. — Mein Plan ist ganz einfach: Ich gehe morgen in Mythikon zur Kirche — erstaunt nicht, Pfannenstiel, ich bin kein Heide — und lade mich bei dem Vetter Pfarrer zu Mittag. Natürlich bleibt Rahel zu Hause und besorgt den Tisch, Ihr aber gewinnt bei währendem Gottesdienste auf Schleichwegen die Pfarre, entführt das Mädchen, bringt es hieher und, während Ihr sie küßt, armire ich die zwei eisernen Kanonen, die Ihr auf dem Hausflur gesehen habt, und vertheidige den schmalen Damm, der meine Insel mit dem Festlande verbindet. Treffen! Unterhandlung! Friedensschluß!"

Wäre der Candidat in seiner natürlichen Verfassung gewesen, er hätte diese Soldatenschnurre belächelt, aber der starke Wein war ihm in den Kopf gestiegen.

„Entsetzlich!" rief er aus, fügte dann aber nach einer Pause und erleichtert hinzu: „und unmöglich! Die Rahel würde niemals einwilligen."

— „Sie wird! Ihr erscheint, werft Euch zu ihren Füßen: Entflieh mit mir! oder“ . . . Er ergriff ein Pistol und setzte es sich an die rechte Schläfe.

— „Sie ist eine Christin!“ rief der erhitzte Candidat.

— „Sie wird und muß wollen! Jede Figur wird von der männlichen Elementarkraft bezwungen. Kennt Ihr die neueste deutsche Literatur nicht? . . . . den Lohenstein, den Hoffmannwaldau?“

— „Sie wird nicht wollen — nimmermehr!“ wiederholte Pfannenstiel mechanisch.

— „Dann fahrt Ihr ab — glorios mit Donner und Blitz!“ und Wertmüller drückte los. Der Hahn schlug nieder, daß es Funken stob.

Jetzt ermannte sich Pfannenstiel. Die ihm so nahe gelegte ungeheure Frevelthat und sein Schauder davor gaben ihm die Besinnung wieder und ernüchterten sein Gehirn. Auch fiel ihm die Warnung Rosenstock's ein. Er narrt und quält Dich boshaft, sagte er sich, Du bist ja ein geistlicher Mann und hast es mit einem schlimmen Feinde der Kirche zu thun.

Ein Hohnlächeln zuckte in den Mundwinkeln des ihn beobachtenden, scharf beleuchteten Gesichtes, das in diesem Augenblicke einer grotesken Maske glich. Der Candidat erhob sich von seinem Sitze und sprach nicht ohne Würde:

„Wenn das Euer Ernst ist, so verweile ich keine

Minute länger unter einem Dache, wo eine mehr als heidnische Verruchtheit gelehrt wird; ist es aber Euer Scherz, Herr Wertmüller, wie ich es glaube, so verlasse ich Euch ebenfalls, denn einen einfachen Menschen, der Euch nichts zu Leide gethan hat, zu hänseln und zu verhöhnen, das ist nicht christlich, nicht einmal menschlich — das ist teuflisch."

Ein schöner, ehrlicher Zorn flammte in seinen blauen Augen und er schritt der Thüre zu.

„La, la," sagte der General. „Was frühstückt Ihr morgen? Eier, Rebhuhn, Forelle?"

Pfannenstiel öffnete und enteilte.

„Der Mohr wird Euch auf's Zimmer leuchten! Auf Wiedersehen morgen beim Frühstück!" rief ihm Wertmüller nach.

Der Alleingebliebene lud sorgfältig das leichtspielende Pistol mit Pulver und stieß einen derben Propfen nach. Das schwerspielende ließ er ungeladen. Beide übergab er dem Mohren mit dem Befehle, dieselben in seinen schwarzen Sammetrock zu stecken. Dann ergriff der General einen Leuchter und suchte sein Lager auf.

Siebentes Kapitel.

Der Candidat eilte in raſchem Laufe dem Damme zu, durch welchen die Südſeite der Inſel mit dem feſten Lande zuſammenhing. Oft hatte er, da er ſich im verfloſſenen Frühjahre in Mythikon aufhielt, den Sitz des damals in Deutſchland bataillirenden Generals mit neugierigen Augen gemuſtert, ohne ihn je zu betreten. Er wußte, daß der Damm gegen ſeine Mitte hin durch ein alterthümliches kleines Thor und eine Brücke unterbrochen war, aber er war gewiß, kein Hinderniß zu finden, da dieſes Thor, wie er ſich erinnerte, niemals geſchloſſen wurde, ſich auch nicht ſchließen ließ, da es keine Thorflügel hatte.

Jetzt erreichte er das Ufer und erblickte zu ſeiner Linken die Linie des Dammes. Aber, o Mißgeſchick! der von dem dämmernden Hintergrunde ſcharf abgehobene Balken der Brücke ſchwebte in der Luft und bildete ſtatt eines rechten einen ſpitzen Winkel mit dem Profil der

Pforte, an deren Steinbogen er durch zwei Ketten befestigt war. Das Thor, die aufgezogene Brücke, die kleine Verbindungslinie der Ketten — alles ließ sich mit überzeugender Deutlichkeit unterscheiden; denn der Mond gab genügendes Licht und in dem leeren, nicht zu überspringenden Zwischenraume flimmerte sein Wiederschein in dem silbernen Gewässer. Pfannenstiel war ein Gefangener. Unmöglichkeit, durch das Moor zu waten! Er wäre, da er die Furten des tückischen Röhrichts nicht kannte, bei den ersten Schritten versunken und hätte ein klägliches Ende genommen. Rathlos stand er am Inselgestade, während aus dem Sumpfe dicht vor seinen Füßen ein volltöniges Brekekex Koax Koax erscholl.

Gerade an jenem Abende war unter den Fröschen der Au ein junger Lyriker von bedeutender Begabung aufgetaucht, der das feste und gegebene Motiv der Froschlyrik so keck in Angriff nahm und so gefühlvoll behandelte, daß der begeisterte Chor nicht müde wurde, die vorgesungene Strophe mit unersättlichem Enthusiasmus zu wiederholen. Auf den Candidaten freilich machte das leidenschaftliche Gequäcke einen tief melancholischen Eindruck, als steige es aus den Sümpfen des Acheron empor.

In halber Verzweiflung wollte er nun über den Damm nach der Pforte eilen, ob sich die Zugbrücke mit

Anstrengung aller Kräfte nicht senken ließe. Da gewahrte er, noch einmal vorwurfsvoll nach dem unheimlichen Landhause sich umwendend, eine ihm entgegenwandernde Helle und nach wenig Augenblicken stand Hassan mit einem Windlicht in der Faust an seiner Seite. Mit unterthäniger Zuthunlichkeit redete ihm der gutmüthige Mohr zu, in die von ihm geflohene Wohnung zurückzukehren.

„Langweilig Frosch, geistlicher Herr!“ radbrechte Hassan, „Schloß an Zugbrücke — Zimmer bereit!“

Was war zu thun? Nichts anderes als Hassan zu folgen. In der großen, auf den gepflasterten Hausflur mündenden Küche entzündete der Mohr zwei Kerzen und leuchtete dem Candidaten die Treppe hinauf. Auf der zweitobersten Stufe ergriff er ihn rasch am Arme: „Nicht erschrecken, geistlicher Herr!“ flüsterte er. „Schildwache vor Zimmer von General.“

Und in der That, da stand eine Schildwache. Hassan beleuchtete sie mit der Kerze und Pfannenstiel erblickte ein Skelet, das die Knochenhände auf eine Muskete gestützt hielt und an dem über die Rippen gekreuzten und blank gehaltenen Lederzeuge Patrontasche und Seitengewehr der zürcherischen Landmiliz trug. Ein kleines dreieckiges Hütchen war auf den hohlen Schädel gestülpt.

Der Candidat fürchtete das Bild des Todes nicht,

er war mit demſelben von Amtswegen vertraut, ja er hatte eine gewiſſe Vorliebe für die warnende und erbauliche Erſcheinung des Knochenmannes. Aber wer war der Menſch, der da drinnen unter der Hut dieſer geſpenſtiſchen Wache ſchlief? Und welche ſeltſame Luſt fand er daran, mit den ernſteſten Dingen ſein frevles Geſpötte zu treiben?

Jetzt öffnete der Mohr das zweitäußerſte Zimmer der Seeſeite und ſtellte die beiden Leuchter auf den Kamin. Pfannenſtiel, deſſen Wangen glühten und fieberten, trat ans Fenſter um es aufzureißen; Haſſan aber hielt ihn zurück. „Seeluft ungeſund,“ warnte er und machte die Flügelthüre eines Nebenzimmers auf, um dem Erhitzten in unſchädlicher Art mehr Luft zu verſchaffen. Dann entfernte er ſich mit einem demüthigen Gruße.

Der Candidat ſchritt eine gute Weile in der Kammer auf und nieder, um ſeine erregte Phantaſie zur Ruhe zu bringen und den wunderlichſten Tag ſeines Lebens einzuſchläfern. Aber das gefährlichſte Abenteuer desſelben war noch unbeſtanden.

Aus dem von Haſſan geöffneten Nebenzimmer klang ein leiſer Ton, wie ein tiefer Athemzug. Hatte die ſtreichende Nachtluft die Falten eines Vorhanges bewegt oder war ein Käuzlein an den nur halb geſchloſſenen Jalouſien vorbeigeflattert?

Der Candidat hemmte seinen Schritt und horchte. Plötzlich fiel ihm ein, daß dieses nächste Zimmer, das letzte der Fassade, kein anderes sein könne, als die Räumlichkeit, welche der Schiffer Bläuling der Türkin des Generals angewiesen hatte.

Die Möglichkeit einer solchen Nähe brachte den unbescholtenen jungen Geistlichen begreiflicherweise in die größte Angst und Unruhe, doch nach kurzer Ueberlegung beschloß er, in die berüchtigte Kammer muthig hineinzuleuchten.

Er betrat einen reichen türkischen Teppich und stand, sich zur Rechten wendend, vor einem lebensgroßen Bilde, welches von vergoldetem, üppigen Blätterwerk eingerahmt war und die ganze, dem Fenster gegenüberstehende Wand des kleinen Cabinettes füllte. Das Bild war von einem Niederländer oder Spanier der damals kaum geschlossenen glänzenden Epoche in jener naturwarmen, berückenden Weise gemalt, die den Neuern verloren gegangen ist. Ueber eine Balustrade von maurischer Arbeit lehnte eine junge Orientalin mit den berauschenden dunkeln Augen und glühenden Lippen, bei deren Anblicke die Prinzen in Tausend und Einer Nacht unfehlbar in Ohnmacht fallen.

Sie legte den Finger an den Mund, als bedeute sie den vor ihr Stehenden: Komm, aber schweige!

Pfannenstiel, der nie etwas auch nur annähernd Aehnliches erblickt hatte, wurde tief und unheimlich erschüttert von der Verlockung dieser Geberde, der Sprache dieser Augen. Es tauchte etwas in ihm bis heute völlig unbekannt Gebliebenes in seiner Seele auf, etwas, dem er keinen Namen geben durfte — eine brennende Sehnsucht, die glückselige Möglichkeit ihrer Erfüllung! Vor diesem Bilde begann er an so übergewaltige Empfindungen zu glauben und vor ihrer Macht zu erbeben . . .

Plötzlich wandte sich der Candidat, lief in sein Schlafgemach zurück und begnügte sich nicht, die Thüre zu verschließen, er schob noch den Riegel und drehte zuletzt den Schlüssel um. Nun glaubte er sein Lager gesichert und begrub sich in die Kissen desselben.

Doch kaum war er entschlummert, so trat das schöne Schemen durch die Thüre, ohne sie zu öffnen, und nahm tückisch Gestalt und Antlitz der Rahel Wertmüller an, ihren maidlichen Wuchs, ihre feinen geistigen Züge. Aber ihre Augen schmachteten wie die der Orientalin und sie legte den Finger an den Mund.

Nun kam eine böse, schlimme Stunde für den armen Candidaten. Er wollte fliehen und wurde von einer dämonischen Gewalt zu den Füßen des Mädchens hingeworfen. Er stammelte unsinnige Bitten und machte sich verzweifelte Vorwürfe. Er umfaßte ihre Kniee und

verurtheilte ſich ſelbſt als den ruchloſeſten aller Sünder. Rahel, erſt erſtaunt, dann ſtrengblickend und unwillig, ſtieß ihn zuletzt empört von ſich weg. Jetzt ſtand der General neben ihm und reichte ihm das Piſtol. „Die Figur," decirte er, „wird bezwungen von der männlichen Elementarkraft." Dem Candidaten wurde wie von eiſernen, teufliſchen Krallen der Arm gebogen, und er ſetzte ſich die tödtliche Waffe an die rechte Schläfe. „Fliehe mit mir!" ſtöhnte er. Sie wandte ſich ab. Er drückte los, und erwachte, nicht in ſeinem Blute, aber in kaltem Schweiße gebadet. Dreimal trieb ihn der quälende Halbtraum in dieſem Kreislaufe von Begierde, Frevel und Reue herum, bis er endlich das Fenſter aufſchloß und im reinen Hauche der heiligen Frühe in einen tiefen beruhigenden Schlaf verſank.

Er erwachte nicht, bis Haſſan mit warmem Waſſer ins Zimmer trat und auf ſeinen Befehl die Jalouſien öffnete. Ein himmliſcher, innig blauer Tag und das nun halb verwehte, nun vollhallende Geläute aller Seeglocken drang in die Traumkammer.

„General Kirche gegangen," ſagte der Mohr. „Geiſtlicher Herr frühſtücken?" —

Achtes Kapitel.

Und der Mohr log nicht.

Rudolf Wertmüller wandelte in dem Augenblicke, da ſich ſein Gaſt dem Schlummer entriß, ſchon unweit der Kirche von Mythikon unter den ſonntäglichen Schaaren, welche alle dahinführenden Wege und Fußſteige bevölkerten.

Der ſonſt ſo raſche Schritt des Generals war heute ein gemeſſener und ſeine Haltung durchaus würdig und untadelig. Er war in ſchwarzen Sammt gekleidet und trug in der behandſchuhten Rechten ein mit ſchweren vergoldeten Spangen geſchloſſenes Geſangbuch.

Seltſam! Wertmüller, der ſeit langem jede Kirche gemieden hatte, ſtand bei den Mythikonern in dem ſchlimmen Rufe und der ſchwefelgelben Beleuchtung eines verhärteten Freigeiſtes, es war ihnen eine ausgemachte, nicht anzufechtende Thatſache, daß ihn über kurz oder

lang der Teufel holen werde — und dennoch waren sie herzlich erfreut, ja gerührt, ihn auf ihrem Kirchwege einherschreiten zu sehen. Sie erblickten in seinem Erscheinen durchaus nicht einen Akt der Buße, denn sie liebten es nicht und hielten es für schmählich — hierin den griechischen Dramatikern ähnlich — wenn eine erwachsene Person ihren Charakter wechselte; sie trauten es dem Generale zu, daß er konsequent bleibe und resolut ins Verderben fahre. Die Mythikoner faßten vielmehr den Kirchgang des alten Kriegsmannes als eine Höflichkeit auf, als eine Ehre, die er der Gemeinde erweise, als einen öffentlichen Abschiedsbesuch vor seinem Abgange ins Feldlager.

Das Grüßen nahm kein Ende und jeder Gruß ward von dem heute ausnahmsweise Leutseligen mit einem Nicken oder einem kurzen freundlichen Worte erwiedert. Nur ein altes Weib, das böseste in der Gemeinde, stieß ihre blödsinnige Tochter zurück, die den General angaffte, und raunte ihr vernehmlich zu: Verbirg Dich hinter mir, sonst nimmt er Dich und macht Dich zur Türkin!

Weniger erfreut über den Anblick des ungewohnten Kirchgängers war der Pfarrer Wilpert Wertmüller, als er, mit Mantel und Kragen angethan, aus dem Thore seines Hofraums trat, in dessen Mitte hinter einem altergrauen Brunnen zwei mächtige Pappeln sich leis

im Winde wiegten. Seine Ueberraſchung war eine vollſtändige; denn Rahel hatte geſchwiegen.

Der Pfarrer, ein Sechziger von noch rüſtigem Ausſehen und nicht gerade geiſtreichen, aber männlichen Geſichtszügen, mochte den General als einen verſuchten Waidmann in Wald und Feld wohl leiden; daß er aber ſeine Erbauung gerade in der Kirche von Mythikon ſuchte — das hätte er ihm gerne erlaſſen.

Je unwillkommener, deſto höflicher war der General. Er zog den Hut, dann nahm er den Pfarrer an der Hand und führte ihn in den Flur ſeines Hauſes zurück. Gerade in dieſem Augenblicke ſetzte die ſchöne, morgenfriſche Rahel ihren Fuß auf die unterſte Stufe der Treppe, ſonntäglich angethan und ebenfalls ein kleines in ſchwarzen Sammet gebundenes Geſangbuch in der Hand.

„Kind, Du biſt reizend! eine Nymphe!“ begrüßte ſie Wertmüller. „Laſſe Dich väterlich auf die Stirn küſſen!“

Sie weigerte ſich nicht und der kleine, aber feſt und wohl gebaute General richtete ſich auf den Fußſpitzen empor, um die feine weiße Stirn des hochgewachſenen Mädchens zu erreichen, eine eher komiſche als zärtliche Gruppe.

„Bitteſt Du mich nach der Predigt zu Tiſche, Alter?“ fragte Wertmüller.

„Selbstverständlich!“ versetzte der gastfreundliche Pfarrer. „Rahel bleibt zu Hause und besorgt die Küche.“

Das willige Mädchen fügte mit einem leichten Knixe hinzu: „Wir bedanken uns, Pathe!“ und eilte in das obere Stockwerk zurück.

„Ich bringe Dir etwas mit, Alter,“ lächelte der General.

„Gewehr?“ fuhr der Pfarrer heraus und seine Augen leuchteten.

Wertmüller nickte bejahend und zog unter dem breiten Schooße seines Sammetrockes ein Pistol hervor. Die vornehme Façon und der damascirte Lauf des kleinen Meisterstückes der damaligen Büchsenschmiedekunst stachen dem Pfarrer gewaltig in die Augen. Seine ganze Leidenschaft erwachte. Wertmüller trat mit ihm aus dem dämmerigen Flur durch die Hinterthüre der Pfarre in den Garten, um ihn die kostbare kleine Waffe im vollen Tageslichte bewundern zu lassen.

Die ganze Langseite des Hauses war mit einer ziemlich niedrigen Weinlaube bekleidet; an dem einen Ende dieses grünen Bogenganges hatte der Pfarrer vor Jahren eine steinerne Mauer mit einer kleinen Scheibe aufführen lassen, um sich, an dem entgegengesetzten Eingange Posto fassend, während seiner freien Stunden im Schießen zu üben.

„Aus der Levante?“ fragte er, sich des Pistols bemächtigend.

„Venetianische Nachahmung. Sieh hier die ‚verschlungene Chiffre GG, — bedeutet Gregorio Gozzoli“, rühmte Wertmüller.

„Ich erinnere mich, diesen Schatz von Pistölchen in Deiner Waffenkammer auf der Au gesehen zu haben, — aber war es nicht ein Pärchen?“

„Du träumst . . .“

„Ich kann mich geirrt haben. Spielt das kleine Ding leicht?“

„Leider ist der Drücker etwas verhärtet, aber Du darfst das fremde Meisterstücklein keinem hiesigen Büchsenmacher anvertrauen, er würde Dir es verderben.“

„Etwas hart? thut nichts!“ sagte der Pfarrer. Er nahm trotz Mantel und Kragen am einen Ende der Laube Stellung. Auf dem linken Fuße ruhend, den rechten vorgesetzt, zog er den Hahn und krümmte den Arm.

Eben verstummten die Glocken auf dem nahen Kirchthurme und das Auszittern ihrer letzten Schläge verklang in dem Gesumme der Wespen, die sich geräuschvoll um die noch nicht geschnittenen Goldtrauben der Laube tummelten.

Der Pfarrer hörte nichts — er drückte und drückte mit dem Aufgebot aller Kraft.

„Pfui, Alter, was schneidest Du für Grimassen?“ spottete Wertmüller. „Gieb her!“ Er entriß ihm die Waffe und legte seinen eisernen Finger an den Drücker. Der Hahn schlug schmetternd nieder. „Du verlierst Deine Muskelkraft, Vetter! Dich entnervt die gliederlösende Senectus! Ich will Dir selbst den Mechanismus etwas geschmeidiger machen — Du weißt, daß ich ein ruhmreicher Schlosser und ganz leidlicher Büchsenschmid bin!“ Der General ließ die schmucke kleine Waffe in die Tiefe seiner Tasche zurückgleiten.

„Nein, nein, nein!“ rief der Pfarrer leidenschaftlich. „Du hast es mir einmal geschenkt! Ich lasse es nicht mehr aus den Händen! . . .“

Zögernd hob der General das Pistol wieder hervor — nicht mehr dasselbe. Er hatte es, der alte Taschenspieler, mit dem auch für ein schärferes und ruhiges Auge nicht leicht davon zu unterscheidenden Zwillinge gewechselt.

Der Pfarrer hielt die Waffe kaum wieder in der Hand, als er sich von neuem in Positur stellte, denn er war ganz Feuer und Flamme geworden, und Miene machte, den Hahn noch einmal zu spannen.

Der General aber fiel ihm in den Arm. „Hernach!“

redete er ihm zu. „Donnerwetter! Es hat längst ausgeläutet.“

Herr Wilpert Wertmüller erwachte wie aus einem Traume, besann sich, lauschte. Es herrschte eine tiefe Stille, nur die Wespen summten.

Er steckte das Pistol eilig in die geräumige Rocktasche und die Vettern beschritten den kurzen, jetzt völlig menschenleeren Weg nach der nahen Kirche.

Neuntes Kapitel.

Als die zwei Wertmüller den heiligen Raum betraten, war er schon bis auf den letzten Platz gefüllt. Im Schiffe saßen rechts die Männer, links die Weiber, im Chore, das Antlitz der Gemeinde zugewendet, die Kirchenältesten, unter ihnen der Krachhalder.

Zwei breite, oben durch ein großes Halbrund verbundene Mauerpfeiler schieden Chor und Kirche. An dem rechts gelegenen schwebte die Kanzel und am Fuße der steilen Kanzeltreppe befand sich der einzig leer gebliebene Sitz, der mit Schnitzwerk verzierte Stuhl von Eichenholz, welchen der Pfarrer während des Gesanges einzunehmen pflegte. Diesen wies er jetzt dem General an und bestieg ohne Verzug die Kanzel. Der Verspätete hatte Eile, der Gemeinde die Nummer des heutigen Kirchenliedes zu bezeichnen.

Es war das beliebteste des neuen Gesangbuchs, ein Danklied für die gelungene Lese, erst in neuerer Zeit

verfaßt und aus Deutschland gekommen, mit dreisten und geschmacklosen Schnörkeln im damaligen Rokokostyle, aber nicht ohne Klang und Farbe.

Jede Strophe begann mit der Aufforderung, den Geber alles Guten vermittelst eines immer wieder andern Instrumentes zu loben. Dem Autor mochte ein Kirchenbild vorgeschwebt haben. Aber nicht jene zarten musicirenden Engel Giambellin's, welche an das Dichterwort erinnern:

Da geigen die Geiger so himmlisch klar,
Da blasen die Bläser so wunderbar . . .

Nein! sondern die auf einer rohen Wolke lagernde und mit allen möglichen Instrumenten ausgerüstete pausbackige himmlische Hofkapelle irgend eines Bravourbildes aus der Rubens'schen Schule.

„Frohlocket, frohlocket! . . ." erscholl es heiter und volltönig in dem schönen, reinlichen Raume, durch dessen acht Spitzbogenfenster das leuchtende Blau des himmlischen Tages hereinquoll.

Der General, dessen Eintritt ein wohlgefälliges Gemurmel erregt hatte, wendete sein gesammeltes Antlitz der Gemeinde zu, konnte aber mit einer ungezwungenen Wendung des Kopfes leicht den hohen Sitz beobachten, wo sein Vetter horstete. Eben jetzt warf er einen Blick hinauf. Der Seelsorger von Mythikon, der das Jubel-

lied ſchon oft gehört hatte und ſeiner ebenfalls ſchon oft gehaltenen Predigt ſicher war, betaſtete leiſe ſeine Taſche.

„Poſaunet, poſaunet! . . .“ dröhnte es durch das Schiff. Wertmüller ſchielte die Kanzeltreppe hinauf. Der Vetter hatte das kleine Terzerol aus der Taſche gezogen und betrachtete es hinter der hohen Kanzelbrüſtung mit Augen der Liebe.

„Drommetet, drommetet!...“ ſangen die Mythikoner. Mitten durch den Trompetenlärm hörte der General deutlich ein ſcharfes Knacken, als würde droben ein Hahn gezogen. Er lächelte.

Jetzt kam die letzte, die Lieblingsſtrophe der Mythikonerinnen. „Und flötet, o flötet! . . .“ ſangen ſie, ſo ſchön ſie konnten. Der General warf wieder einen verſtohlenen Blick nach der Kanzel hinauf. Spielend legte der Pfarrer eben ſeinen dicken Finger an den Drücker; wußte er doch, daß er die Feder mit aller Gewalt nicht bewegen konnte. Aber er zog ihn gleich wieder zurück, und die ſanften Flöten verklangen.

Der General unten an der Kanzel legte in gedrückter Stimmung ſein Geſicht in Falten.

Jetzt betete der geiſtliche Herr, der das kleine Gewehr in ſeine geräumige Taſche zurückgleiten ließ, in aller Andacht die Liturgie und las dann den Text aus der großen, ſtändig auf dem Kanzelbrete lagernden Bibel.

Es war der herrliche ſiebenundvierzigſte Pſalm, der da beginnt: Frohlocket mit Händen, alle Völker, lobet Gott mit großem Schalle!

Friſch und flott ging es in die Predigt hinein und ſchon war ſie über ihr erſtes Drittel gediehen. Noch einmal lauerte der General empor, ſichtlich enttäuſcht, mit einem faſt vorwurfsvollen Blicke, der ſich aber plötzlich erheiterte. Der Pfarrer hatte im Feuer der Action, während ſeine Linke vor allem Volke geſtikulirte, mit der durch die Kanzel gedeckten Rechten inſtinctiv das geliebte Terzerol wieder hervorgezogen. „Lobet Gott mit großem Schalle!“ rief er aus, und, paff! knallte ein kräftiger Schuß. Er ſtand im Rauch. Als er wieder ſichtbar wurde, quoll die blaue Pulverwolke langſam um ihn empor und ſchwebte wie ein Weihrauch über der Gemeinde.

Entſetzen, Schreck, Erſtaunen, Aerger, Zorn, erſticktes Gelächter, dieſe ganze Tonleiter von Gefühlen fand ihren Ausdruck auf den Geſichtern der verſammelten Zuhörer. Die Kirchenälteſten im Chor aber zeigten entrüſtete und ſtrafende Mienen. Die Lage wurde bedenklich.

Jetzt wendete ſich der General mit einer zugleich leutſeligen und imponirenden Geberde an die aufgeregten Mythikoner:

„Lieben Brüder, laßt Euch den Schuß nicht anfechten.

Bedenket: es iſt nach menſchlicher Vorausſicht das letzte Mal, daß ich mich in Eurer Mitte erbaue, ehe ich dieſen meinen ſterblichen Leib den Kugeln preisgebe. — Und Ihr, Herr Pfarrer, zeigt Euch als einen entſchloſſenen Mann und führt Euern Sermon zu Ende."

Und wirklich, der Pfarrer ſetzte unerſchrocken wieder ein und fuhr in ſeiner Predigt fort, unbeirrt, ohne den Faden zu verlieren, ohne ſich um ein Wort zu vergreifen, zu ſtottern oder ſich zu verſprechen.

Alles kehrte wieder in die Ordnung zurück. Nur das blaue Pulverwölkchen wollte ſich in dem geſchloſſenen Raume gar nicht verlieren und ſchwebte hartnäckig über der Gemeinde, bald im Schatten, bald von einem Sonnenſtrahl beleuchtet, bis ſeine Umriſſe immer ungewiſſer wurden und ſich endlich auflösten.

Zehntes Kapitel.

Während der Pfarrer seine Predigt tapfer zu Ende führte, hatte die daheim gebliebene Rahel der alten Babeli und dem zur Aushülfe von dieser herbeigeholten Nachbarskinde ihre Befehle gegeben und trat jetzt, ein Körbchen und ein kleines Winzermesser in der Hand, vor die hintere Hausthüre, um einige ihrer reifen sonnegebräunten Goldtrauben von der Laube zu schneiden.

Da sah sie, sich gerade gegenüber, wo der Fußsteig um die von der Landstraße abliegende Seite des Gartens lief, ein seltsames Schauspiel.

Ein unheimlicher Mensch stützte die Hände auf den Zaun, schwang sich mit fliegenden Rockschößen in einem wilden Satze über die Hecke und kam ihr stracks entgegen. Kaum traute sie ihren Augen. Konnte er es sein? Unmöglich! Und doch, er war es.

Pfannenstiel hatte das Frühstück, welches ihm der dienstbeflissene Mohr im Speisesaale auf der Au vorsetzte, kaum berührt. Es trieb ihn fort über die jetzt gesenkte Zugbrücke, bergan, der Pfarre von Mythikon zu. Er wußte, daß er die Straßen und Steige, wenn auch nur für kurze Zeit, noch leer fand. Das orientalische

Schemen war im Morgenwinde verflattert; aber, wie himmlisch leuchtend und frisch der Herbsttag aus seinen Nebelhüllen hervortrat, einer der gestern empfangenen Eindrücke war wie ein Stachel in der aufgeregten Seele des Candidaten haften geblieben.

Ihm fehle die Männlichkeit, hatte der General ihm vorgehalten, die einen unfehlbaren Sieg über das Weibliche davontrage. Das gab dem Candidaten zu schaffen und da sich ihm eine nächste Gelegenheit bot, etwas nach seiner Ansicht Kühnes zu unternehmen, und gerade das, wozu der General ihn aufgefordert hatte, so entschloß sich der Verwilderte, Rahel, wenn auch ohne Feuerwaffe, mit einem Morgenbesuche zu überraschen.

Der Sprung über die Hecke war dann freilich keine Heldenthat gewesen, sondern eine Flucht vor den ersten heimkehrenden Kirchgängern, die er zwischen den Bäumen der Landstraße zu sehen glaubte.

Wie er sich mit unternehmender Miene und in entschiedener Haltung der Wertmüllerin näherte, erschrak diese ernstlich über sein Aussehen, seine fiebernden Augen, die Blässe und Abspannung, wie sie eine schlaflose Nacht auf dem Antlitze zurückläßt. Auch der herabhängende, halb abgedrehte Knopf und die Leere, die der andere weggerissene gelassen, entgingen ihr natürlich keinen Augenblick und vollendeten den beängstigenden Eindruck.

„Um Himmelswillen, was ist Euch, Herr Vikar?“ sagte das Mädchen. „Seid Ihr krank? Ihr habt etwas Verstörtes, Fremdes an Euch, das mich erschreckt? O der heillose Pathe, — was hat er mit Euch vorgenommen? Er gelobte mir doch, Euch nichts anzuthun, und nun hat er Euch gänzlich zerrüttet! Erzählt mir haarklein, was Euch auf der Au zugestoßen — vielleicht weiß ich Rath.“

Als ihr der Candidat in die verständigen und doch so warmen Augen blickte, ward er sich urplötzlich dessen bewußt, was ihn eigentlich hergetrieben. Der Kobold des Abenteuers, der sich beim ersten Schritte, den er auf der Au gethan, ihm auf den Nacken gesetzt hatte, sprang von seinem Rücken und ließ ihn fahren.

Bis ins Kleinste beichtete er den klaren braunen Augen seine Erlebnisse auf der Insel, nur die Vision der Türkin weglassend, die ja eine Ausgeburt seines erhitzten Gehirns gewesen war. Er gestand ihr, ihn habe der Vorwurf des Generals, ihm fehle das Männliche, verblüfft und beunruhigt, auch jetzt könne er noch nicht darüber hinwegkommen. Und er bat sie, ihm aufrichtig zu sagen, ob hier ein Mangel sei und wie dem abzuhelfen wäre.

Rahel betrachtete ihn ein Weilchen fast gerührt, dann brach sie in ein helles Gelächter aus.

„Der Pathe trieb mit Euch sein Spiel," sagte sie, „aber daß er Euch das griechische Abenteuer widerrieth, war recht. Ihr wolltet aus Eurer eigenen Natur heraus und er hat Euch heimgespottet . . . Warum auch? Wie Ihr seid, und gerade wie Ihr seid, gefallt Ihr mir am Besten. Papa's ungeistliche Waidlust hat mir genug schwere Stunden gemacht! Für mich lob' ich mir den Mann, der unsern Dorfleuten mit einem erbaulichen, durchsichtigen Wandel vorleuchtet, unsern Zehntwein schluckweise trinkt, seine Frau lieb hat und zuweilen von einem bescheidenen und gelehrten Freunde besucht wird! . . . Diese Cavaliere! Ich habe übergenug von ihren Tafeldiskursen, wenn sie den Vater mit Roß und Wagen überfallen! — Der Pathe hat Euch gestern in so manches eingeweiht, hat er Euch nicht auch den Streich erzählt, den er mit achtzehn Jahren seinem jungen Weibe spielte? Sie gelüstete nach Spanischbrötchen, wie man solche in Baden bäckt. „Ich hole sie Dir warm!" sagte er galant, sattelte und verritt. In Baden legte er die Brötchen in eine Schachtel und eine Zeile dazu, er verreise ins schwedische Lager. Diesen Abschied sandte er durch einen Boten, ihn selbst aber sah sie viele Jahre nicht wieder. Das hättet Ihr nicht gethan!" Und sie reichte dem stillen Vikar die Hand.

„Aber jetzt muß ich Euch sogleich die Knöpfe befesti-

gen," setzte sie rasch hinzu, „es thut mir in den Augen und in der Seele weh, Euch in diesem Zustande zu sehen! Setzt Euch!" — dabei zeigte sie auf ein Bänklein unter der Laube — „ich hole Zwirn und Nadel."

Pfannenstiel gehorchte und sie entsprang mit dem traubengefüllten Körbchen.

Nun kam es über ihn wie Paradiesesglück. Licht und Grün, die niedrige Laube, das bescheidene Pfarrhaus, die Erlösung von den Dämonen des Zweifels und der Unruhe!

Sie freilich, die ihn davon befreit hatte, war selbst von Unruhe ergriffen. Welchen Streich hatte der General geplant oder schon ausgeführt? Sie machte sich Vorwürfe, ihm freie Hand dazu gegeben zu haben.

In der Küche erfuhr sie, der Herr Pfarrer habe sich mit dem General eingeschlossen und bald darauf seien die Kirchenältesten langsam und feierlich die Treppe hinaufgeschritten. Etwas Unerhörtes müsse in der Kirche vorgefallen sein.

Der Fischkuri, der ihr aus seinem Troge Forellen brachte, wurde von ihr befragt; aber er war nicht zum Reden zu bringen und schnitt ein dummes Gesicht.

Bestürzt eilte das Mädchen in ihre Kammer und mußte lange suchen, ehe sie Nadel und Zwirn fand.

Elftes Kapitel.

Nachdem der Gottesdienſt zu Mythikon ohne weitere Störung ſein Ende genommen hatte, waren die Vettern nebeneinander in die nahe Pfarre zurückgeſchritten, der Seelſorger zur Rechten des Generals, ohne ſich um den Ausdruck der öffentlichen Meinung zu kümmern, welcher in den Mienen der ihnen Begegnenden unverkennbar zu leſen war.

Dort öffnete der geiſtliche Wertmüller ſein Studirzimmer, ließ den weltlichen wie einen ſtraffälligen, armen Sünder nachkommen und verſchloß ſorgfältig die Thüre. Dann trat er dicht an den Frevelthäter heran. „Vetter General," ſagte er, „Du haſt an mir gehandelt als ein Schelm und ein Bube!" und er machte Miene, ihn am Kragen zu packen.

„Hand weg!" entgegnete dieſer. „Soll ich mich mit Dir raufen, wie weiland mit dem Vetter Zeugherr von Stadelhofen in der Rathslaube zu Zürich, als wir uns

die Perrücken zausten, daß es nur so stob! Bedenke Dein Amt, Deine Würde!"

„Mein Amt, meine Würde!" wiederholte der Pfarrer langsam und schmerzlich. Eine Thräne netzte seine graue Wimper. Mit diesen vier schlichten Worten war dasselbe ausgedrückt, was uns in jener großartigen Tirade erschüttert, mit welcher Othello von seiner Vergangenheit und seinem Amte Abschied nimmt.

Der General schluckte. Die Thräne des alten Mannes war ihm entschieden zu viel.

„Na, na," tröstete er, „Du hast eine prächtige Kaltblütigkeit gezeigt. Auf meine Ehre, ein echter Wertmüller! Es ist ein Feldherr an Dir verloren gegangen."

Aber die Schmeichelei verfing nicht. Auch der Moment der Wehmuth war vorübergegangen.

„Womit habe ich Dich beleidigt?" zürnte der Entrüstete. „Habe ich je in meiner Kirche auf Dich gestichelt oder angespielt? Habe ich Dich nicht in Deinem Heidenthume völlig werden lassen und Dich gedeckt, wie ich konnte? — Und zum Danke dafür hast Du mir hinterlistig das Pistol vertauscht, Du Gaukler und Taschenspieler! — Warum beschimpfst Du meine grauen Haare, Kind der Bosheit? Weil es Dir in Deiner eigenen Haut nicht wohl ist!" . . .

„Na, na," sagte der General.

Es pochte. Die Kirchenälteſten von Mythikon traten in die Stube, dem Krachhalder den Vortritt laſſend, und ſtellten ſich in einem Halbkreiſe den Wertmüllern feierlich, faſt feindſelig gegenüber. Der General las in den langen gefurchten Geſichtern, daß er mit ſeinem läſterlichen Scherze das dörfliche Gefühl ſchwer beleidigt hatte.

In der That, der Krachhalder, auf den ſie Alle hinhörten, war in den Tiefen ſeiner Seele empört. Wenn er ſich auch den abenteuerlichen Vorfall nicht ganz erklären konnte, ſetzte er ihn doch unbedenklich auf die Rechnung des Generals, welcher, die Schwäche ſeines geiſtlichen Vetters ſich zu Nutze machend, ein landkundiges Aergerniß habe anſtiften wollen. Dem Krachhalder lag die Ehre ſeiner Gemeinde am Herzen und er hatte das Mythikonerkirchlein mit ſeinem ſchlanken Helme und ſeinen hellen acht Fenſtern aufrichtig lieb. — Süß war ihm nach dem Schweiße der Woche der Kirchgang im reinlichen Sonntagsrocke und den Schnallenſchuhen, ſüß und nachdenklich Taufe und Beſtattung, die den Gottesdienſt und das menſchliche Leben begrenzen und einrahmen, ſüß das Angeredetwerden als ſterblicher Adam und unſterbliche Seele, ſüß das Kämpfen mit dem Schlummer, das Uebermanntwerden, das Wiedererwachen; ſüß das kräftige Amen, ſüß das Zuſammenſtehen mit

den Aeltesten auf dem Kirchhofe und die Begrüßung des Pfarrers, süß das gemüthliche Heimwandeln.

Man mußte ihn sehen, den ehrbaren Greis mit dem scharfgezeichneten Kopfe, wenn er bei einer Armensteuer, nach der Aufforderung des Herrn Pfarrers zu schöner brüderlicher Wohlthat, das Wasser in den Augen, aus seinem Geldbeutel ein rothes Hellerchen hervorgrub! —

Kurz, der Krachhalder war ein kirchlicher Mann und das Herz blutete, oder richtiger gesagt, die Galle kochte ihm, die Stätte seiner sonntäglichen Gefühle verunglimpft und lächerlich gemacht zu sehen.

„Was führt Euch hieher?“ redete der General ihn an und fixirte ihn mit blitzenden Augen so scharf, daß der Krachhalder, der trotz seines guten Gewissens das nicht wohl ertragen konnte, mit seinen Augensternen nach rechts und links auswich, bis es ihm endlich gelang, Stand zu halten.

„Macht aus einer Mücke keinen Elephanten!“ fuhr Wertmüller, ohne die Antwort zu erwarten, fort. „Nehmt den Schuß als einen verspäteten aus der Lese, oder, in Teufels Namen, für was Ihr wollt!“ —

„Die Lese war mittelmäßig,“ erwiederte der Kirchenälteste mit verhaltenem Grimme, „und der Schuß ist ein recht böser Handel, Ihr Herren Wertmüller! Ich besitze eine Chronik von Stadt und Land; darinnen steht

verzeichnet, daß vor Jahren einem jungen geistlichen Herrn, der seiner Braut über den heiligen Kelch hin mit verliebten Angen zuwinkte . . . . .“ der Krachhalder machte an seinem Halse das Zeichen eines Schnittes.

„Blödsinn!“ fuhr der General ungeduldig dazwischen.

„Ich habe zu Hause auch eine Ketzergeschichte,“ sprach der Krachhalder hartnäckig fort, „darinnen alle Trennungen und Sekten von Anfang der Welt an beschrieben und abgebildet sind. Aber kein Adamit oder Wiedertäufer hat es je unternommen, bei währender Predigt einen Schuß abzugeben. Das, Herr Pfarrer, ist eine neue Religion.“

Dieser seufzte. Das Beispiellose seiner That stand ihm deutlich genug vor Augen.

„Man wird den Schuß in Zürich untersuchen,“ drohte jetzt der unbarmherzige Bauer, „die Synagoge,“ er wollte sagen Synode, „wird darüber sitzen. Es thut mir leid für Euch, Herr Pfarrer; aber ich hoffe, sie fällt einen scharfen Spruch. Auch so wird uns der Spott nicht erspart werden und das ist das Schlimmste, denn der Spott hat ein zähes Leben an unserm See. Wenn ich nur dran denke, wird es mir, beim Eid, schwarz vor den Augen. Das ganze rechte Ufer da drüben lacht uns aus. Keinen Schoppen können wir mehr trinken in

Meilen oder Küßnach, ohne daß sie uns verhöhnen in allen Tonarten und Liederweisen. Der Schuß von Mythikon stirbt nicht am See, so wenig als in Altorf der Tellenschuß. Er haftet und lebt bei Kind und Kindeskind. Ich berufe mich auf Euch, Herr General," fuhr er fort, und die alten Augen leuchteten boshaft, „Ihr wißt, was das heißen will! Wie lange ist es her, daß Ihr von Rapperswyl abzogt? Damals wurdet Ihr von den Katholischen besungen, und, glaubt Ihr's? das lebt noch. Ihr seid ein verrühmter, abgigürter Mann, aber was hilft das? Erst vorgestern noch fuhr ein volles Pilgerschiff von Richterswyl her um die Au mit großem Lärm und Gesang. Ich stand in meinem Weinberge und denke: die Narren! — Gegen Euer Haus hin werden sie still. „„Das macht der Respekt"" sag' ich zu mir selbst. Ja, da hatt' ich es getroffen. Kaum sind sie recht unter Euern Fenstern, so bricht das Spottliedlein los. Ihr wißt das, wo sie den Wertmüller heimschicken zur Müllerin! Gut, daß Ihr verritten wart! Meineidig geärgert hab' ich mich in meinen Reben . . ."

„Schweigt!" fuhr ihn der General zornig an; denn der alte Schimpf jener aufgehobenen Belagerung brannte jetzt noch auf seiner Seele, ja schärfer als früher, als wäre er mit jener Tinte verzeichnet, die erst nach Jahren schwarz und unvertilglich hervortritt.

Doch er beherrſchte ſich und wechſelte den Ton. „Etwas Confuſion gehört zu jeder Comödie," ſagte er, aber wenn ſie ihren Höhepunkt erreicht hat, muß ihr eine raſche Wendung zu gutem Schluſſe helfen, ſonſt wird ſogar die Verrücktheit langweilig.

Herr Pfarrer und liebe Nachbarn!

Geſtern bis tief in die Nacht habe ich an meinem Teſtamente geſchrieben und es Schlag zwölf Uhr unterzeichnet. Ich kenne Euer warmes Intereſſe an allem was ich thue, laſſe und nachlaſſe; erlaubt denn, daß Ich Euch Einiges daraus vorleſe."

Er zog eine Handſchrift aus der Taſche und entfaltete ſie. „Den Eingang, wo ich ein Bischen über den Werth der Dinge philoſophire, übergeh' ich . . . „„Wenn ich Rudolf Wertmüller jemals ſterbe . . .""", doch das gehört auch nicht hieher", . . . er blätterte weiter. „Hier! „„Schloß und Herrſchaft Elgg, die ich aus den redlichen Erſparniſſen meines letzten Feldzuges erworben, bleibt als Fideikommniß in meiner Familie,"" u. ſ. w. „„Item — Sintemal dieſe Herrſchaft eine treffliche aber vernachläſſigte Jagd beſitzt und eine mit den Beuteſtücken eben jener Campagne verſehene, aber noch unvollſtändige Waffenkammer, ſo verfüge ich, daß nach meinem Ableben mein Vetter, der Herr Pfarrer Wilpert Wertmüller, benanntes Schloß und Herrſchaft

bewohne und bewerbe, die Jagd herstelle, die Waffenkammer vervollkommne und überhaupt und in jeder Weise bis an sein Ende frei darüber schalte und walte, wenn anders dieser geistliche Herr sich wird entschließen können, sein in Mythikon habendes Amt niederzulegen und antistite probante an den Candidaten Pfannenstiel zu transferiren, welchem Candidaten ich mein Pathenkind, die Rahel Wertmüllerin, zur Frau gebe, nicht ohne die väterliche Einwilligung jedoch, und mit Hinzufügung von dreitausend Zürchergulden, die ich dem Fräulein, in meinen Segen eingewickelt, hinterlasse.““

„Uff,“ schöpfte der General Athem, „diese Sätze! Eine verteufelte Sprache das Deutsche!“ —

Der Pfarrer kam sich vor wie ein Schiffbrüchiger, den dieselbe Welle begräbt und ans Land trägt. Seine verhängnißvolle Leidenschaft abgerechnet, ein verständiger Mann, erkannte er sofort, daß ihm der General den einzigen und dazu einen höchst angenehmen Weg öffne, der ihn aus Schimpf und Schande führen konnte.

Er drückte seinem Uebel- und Wohlthäter mit einer Art von Rührung die Hand, und dieser schüttelte sie ihm mit den Worten: „Komme ich durch, so soll es Dein Schade nicht sein, Vetter! Ich thue dann, als wär' ich todt, und installire Dich als mein eigener Testamentsvollstrecker in Elgg!“

Die Mythikoner aber lauschten gleichsam mit allen Gliedmaßen, denn es schwante ihnen, daß jetzt sie an die Reihe kämen, beschenkt zu werden.

„Ich vermache denen Mythikern," fuhr der General fort und sein Bleistift flog über das Papier in seiner Linken, denn er skizzirte den durch die Eingebung des Augenblickes entstandenen Paragraphen, „„denen Mythikern vermache ich jene in ihre Gemeindewaldung am Wolfgang eingekeilte, zu zwei Dritteln mit Nadelholz, zu einem Drittel mit Buchen bestandene Spitze meines Besitzthums, in der Weise, daß die beiden Marksteine des Gemeindegutes zu meinen Ungunsten durch eine gerade Linie verbunden werden."" —

Heute noch — auf Ehrenwort und vor Zeugen — erhält dieser Zusatz mit meiner Unterschrift seine Endgültigkeit," erklärte der General, „in der Meinung jedoch und unter der Bedingung, daß der heute, wie eine unverbürgte Sage geht, in der Kirche von Mythikon abgefeuerte Schuß zu den ungeschehenen Dingen verstoßen und, soweit er Realität hätte, mit einem ewigen Schweigen bedeckt werde, welches sich die Mythiker eidlich verpflichten, weder in diesem Leben zu brechen, noch jenseits des Grabes am jüngsten Tage und letzten Gerichte."

Der Krachhalder war während dieser Mittheilung äußerlich ruhig geblieben, nur die Nasenflügel in dem

übrigens gelassenen Gesicht zitterten ein wenig und seine Fingerspitzen hatten sich um ein Kleines einwärts gebogen, als wolle er das Geschenk festhalten. „Herr General, so wahr mir Gott helfe!“ rief er jetzt und hob die Hand zum Schwure; Wertmüller aber schloß:

„Widrigenfalls und bei gebrochenem Schweigen ich dies Vermächtniß bei meiner Rückkehr aus dem bevorstehenden Feldzuge umstoßen und vertilgen werde. Wäre mir dies nicht möglich wegen eingetretenen Sterbefalles, so schwöre ich, mich den Mythikern als Geist zu zeigen und zur Strafe ihres Eidbruches zwischen Zwölf und Eins ihre Dorfgasse abzupatroulliren. — Werdet Ihr die Bedingung erfüllen können, Krachhalder?“

„Unwitzig müßten wir sein,“ betheuerte dieser, „wenn wir nicht das Maul hielten!“

„Und Eure Weiber?“

„Dafür laßt uns Mythikoner sorgen,“ sagte der alte Bauer ruhig und machte eine bedeutungsvolle Handbewegung.

„Aber, Krachhalder, stellt Euch vor, ich sei aus dem Reiche zurück“, sagte der General freundlich, „wir sitzen unter meiner Veranda, ich lege Euch so wie jetzt die Hand auf die Schulter, stoße mit Euch an und wir plaudern allerlei. Dann sag' ich so im Vorbeigehen: Jener Schuß hat gut gekracht!“ . . .

„Welcher Schuß? — Das lügt Ihr, Herr General!“ rief der Kirchenälteſte mit einer ſittlichen Entrüſtung, die komiſcher Weiſe durchaus nicht geſpielt war, ſondern das Gepräge vollkommener Aufrichtigkeit trug.

Wertmüller lächelte zufrieden.

„Jetzt heim, Ihr Männer!“ mahnte der Alte. „Damit kein Unglück geſchehe, muß in einer Viertelſtunde das ganze Dorf wiſſen, daß der Schuß . . . will ſagen, daß wir heute eine gute Predigt gehört haben.“

Er drückte dem Pfarrer die Hand: „Und Euch, Herr General,“ ſagte er, „reiche ich ſie als Eidgenoſſe.“

„Verzieht einen Augenblick“, befahl Wertmüller, „und ſeid Zeugen, wie ein glücklicher Vater zwei Hände zuſammenlegt. Der Vikar kann nicht ferne ſein. Trogen mich nicht die Augen, ſo ſah ich ihn von Weitem über eine Hecke voltigiren mit einem Salto, den ich ihm nie zugetraut hätte.“

„Rahel, mein Kind, ſchnell!“ rief der Pfarrer durch die geöffnete Thüre ins Haus hinein.

„Gleich, Vater!“ ſcholl es zurück; aber nicht aus dem Innern der Wohnung, ſondern von außen durch das Weinlaub des Bogenganges herauf.

Raſch blickte der General aus dem Fenſter und gewahrte durch das Blattgitter ſeine Schützlinge in einer Gruppe, die er ſich durchaus nicht erklären konnte.

„Hervor, Hirt und Hirtin, aus Arkadiens Lauben!“ rief der alte Soldat.

Da ſchritt Rahel unmuthig erröthend unter dem ſchützenden Blätterdache hervor und betrat mit Pfannenſtiel, den ſie mitzog, ein kleines von Edelobſtbäumen umzogenes Rondell, das hart vor den Fenſtern der Studirſtube lag, aus denen der General mit den neugierigen Kirchenvorſtehern herunterſchaute.

Das Fräulein hielt eine Nadel in der gelenken Hand und befeſtigte vor aller Augen einen herabhangenden Knopf am Rocke des Candidaten. Sie ließ ſich in der Arbeit nicht ſtören. Erſt nachdem ſie den Faden gekappt hatte, heftete ſie die braunen Augen, in denen Ernſt und Uebermuth kämpften, feſt auf ihren wunderlichen Schutzgeiſt und rief ihm zu:

„Pathe, Ihr habt mir in kurzer Zeit den Herrn Vikar faſt zerſtört und zu Grunde gerichtet. Wohl mußt' ich ihn wieder in Ordnung bringen, damit er vor Gott und Menſchen erſcheinen könne! Was aber habt Ihr mit dem oberſten Knopfe angefangen, der hier mangelte und den ich durch einen des Vaters erſetzen mußte? — Schafft ihn zur Stelle, oder . . .“ Sie erhob die Nadel mit einer ſo trotzigen und blutdürſtigen Geberde gegen den General, daß die Männer alle in ſchallendes Gelächter ausbrachen.

Nach wenigen Augenblicken traten Pfannenstiel und Rahel vor den Pfarrer, der sie verlobte und segnete.

Als aber die vergnügten Kirchenältesten sich entfernt hatten, gab der würdige Herr seinem künftigen Schwiegersohne noch eine kurze Ermahnung:

„Was war das, Herr Vikar? An der Kirche vorüberschlüpfen, — abgerissene Knöpfe! . . . Wo bleibt da die Würde, das Amt?"

Dann wandte er sich gegen den General: „Ein Pärchen!" sagte er, „nun das Andere! Gebt her, Vetter!"

Und er langte ihm ohne Umstände in die Rocktasche, hob daraus das hartspielende Pistol, zog dann das in der Kirche entladene leichtspielende aus der seinigen und hielt sie vergleichend zusammen.

•

So begab es sich, daß der Schuß von Mythikon todtgeschwiegen und, im Widerspiel mit dem Tellenschusse, aus einer Realität zu einer blassen wesenlosen Sage verflüchtigt wurde, die noch heute als ein heimatloses Gespenst an den schönen Ufern unsres Sees herumschwebt.

Aber auch wenn die Mythikoner geplaudert hätten, der General konnte sein Testament nicht mehr entkräften, denn er hatte die Eichen der Au zum letzten Male gesehen.

Sein Ende war rasch, dunkel, unheimlich. Eines Abends beim Lichteranzünden ritt er mit seinem Gefolge in ein deutsches Städtchen ein, stieg im einzigen schlechten Wirthshause ab, berief den Schöffen zu sich und ordnete Requisitionen an. Ein paar Stunden später wurde er plötzlich von einem Krankheitsanfalle niedergeworfen und Schlag Mitternacht hauchte er seine seltsame Seele aus.

Das Amulet.

Alte vergilbte Blatter liegen vor mir mit Aufzeichnungen aus dem Anfange des siebzehnten Jahrhunderts.

Ich übersetze sie in die Sprache unserer Zeit

Erſtes Kapitel.

Heute am vierzehnten März 1611 ritt ich von meinem Sitze am Bielerſee hinüber nach Courtion zu dem alten Boccard, den Handel um eine mir gehörige mit Eichen und Buchen beſtandene Halde in der Nähe von Münchweiler abzuſchließen, der ſich ſchon eine Weile hingezogen hatte. Der alte Herr bemühte ſich in langwierigem Briefwechſel um eine Preiserniedrigung. Gegen den Werth des fraglichen Waldſtreifens konnte kein ernſtlicher Widerſpruch erhoben werden, doch der Greis ſchien es für ſeine Pflicht zu halten mir noch etwas abzumarkten. Da ich indeſſen guten Grund hatte, ihm alles Liebe zu erweiſen und überdies Geldes benöthigt war, um meinem Sohn, der im Dienſte der Generalſtaaten ſteht und mit einer blonden runden Holländerin verlobt iſt, die erſte Einrichtung ſeines Hausſtandes zu

erleichtern, entſchloß ich mich, ihm nachzugeben und den Handel raſch zu beendigen.

Ich fand ihn auf ſeinem alterthümlichen Sitze einſam und in vernachläſſigtem Zuſtande. Sein graues Haar hing ihm unordentlich in die Stirn und hinunter auf den Nacken. Als er meine Bereitwilligkeit vernahm, blitzten ſeine erloſchenen Augen auf bei der freudigen Nachricht. Rafft und ſammelt er doch in ſeinen alten Tagen, uneingedenk daß ſein Stamm mit ihm verdorren und er ſeine Habe lachenden Erben laſſen wird.

Er führte mich in ein kleines Thurmzimmer, wo er in einem wurmſtichigen Schranke ſeine Schriften verwahrt, hieß mich Platz nehmen und bat mich den Contract ſchriftlich aufzuſetzen. Ich hatte meine kurze Arbeit beendigt und wandte mich zu dem Alten um, der unterdeſſen in den Schubladen gekramt hatte, nach ſeinem Siegel ſuchend, das er verlegt zu haben ſchien. Wie ich ihn alles haſtig durcheinanderwerfen ſah, erhob ich mich unwillkürlich, als müßt' ich ihm helfen. Er hatte eben wie in fieberiſcher Eile ein geheimes Schubfach geöffnet, als ich hinter ihn trat, einen Blick hineinwarf und — tief aufſeufzte.

In dem Fache lagen nebeneinander zwei ſeltſame, beide mir nur zu wohl bekannte Gegenſtände: ein durchlöcherter Filzhut, den einſt eine Kugel durchbohrt hatte,

und ein großes rundes Medaillon von Silber mit dem Bilde der Muttergottes von Einsiedeln in getriebener, ziemlich roher Arbeit.

Der Alte kehrte sich um, als wollte er meinen Seufzer beantworten, und sagte in weinerlichem Tone:

„Ja wohl, Herr Schadau, mich hat die Dame von Einsiedeln noch behüten dürfen zu Haus und im Felde; aber seit die Ketzerei in die Welt gekommen ist und auch unsre Schweiz verwüstet hat, ist die Macht der guten Dame erloschen, selbst für die Rechtgläubigen! Das hat sich an Wilhelm gezeigt — meinem lieben Jungen.“ Und eine Thräne quoll unter seinen grauen Wimpern hervor.

Mir war bei diesem Auftritte weh ums Herz und ich richtete an den Alten ein paar tröstende Worte über den Verlust seines Sohnes, der mein Altersgenosse gewesen und an meiner Seite tödtlich getroffen worden war. Doch meine Rede schien ihn zu verstimmen, oder er überhörte sie, denn er kam hastig wieder auf unser Geschäft zu reden, suchte von neuem nach dem Siegel, fand es endlich, bekräftigte die Urkunde und entließ mich dann bald ohne sonderliche Höflichkeit.

Ich ritt heim. Wie ich in der Dämmerung meines Weges trabte, stiegen mit den Düften der Frühlingserde die Bilder der Vergangenheit vor mir auf mit einer so

drängenden Gewalt, in einer solchen Frische, in so scharfen und einschneidenden Zügen, daß sie mich peinigten.

Das Schicksal Wilhelm Boccards war mit dem meinigen aufs Engste verflochten, zuerst auf eine freundliche, dann auf eine fast schreckliche Weise. Ich habe ihn in den Tod gezogen. Und doch, so sehr mich dies drückt, kann ich es nicht bereuen und müßte wohl heute im gleichen Falle wieder so handeln, wie ich es mit zwanzig Jahren that. Immerhin setzte mir die Erinnerung der alten Dinge so zu, daß ich mit mir einig wurde, den ganzen Verlauf dieser wundersamen Geschichte schriftlich niederzulegen und so mein Gemüth zu erleichtern.

Zweites Kapitel.

Ich bin im Jahre 1553 geboren und habe meinen Vater nicht gekannt, der wenige Jahre später auf den Wällen von St. Quentin fiel. Ursprünglich ein thüringisches Geschlecht, hatten meine Vorfahren von jeher in Kriegsdienst gestanden und waren manchem Kriegsherrn gefolgt. Mein Vater hatte sich besonders den Herzog Ulrich von Wirtemberg verpflichtet, der ihm für treu geleistete Dienste ein Amt in seiner Grafschaft Mümpelgard anvertraute und eine Heirat mit einem Fräulein von Bern vermittelte, deren Ahn einst sein Gastfreund gewesen war, als Ulrich sich landesflüchtig in der Schweiz umtrieb. Es duldete meinen Vater jedoch nicht lange auf diesem ruhigen Posten, er nahm Dienst in Frankreich, das damals die Picardie gegen England und Spanien vertheidigen mußte. Dies war sein letzter Feldzug.

Meine Mutter folgte dem Vater nach kurzer Frist

ins Grab, und ich wurde von einem mütterlichen Ohm aufgenommen, der seinen Sitz am Bielersee hatte und sich wenig in die öffentlichen Angelegenheiten mischte. Ja er verdankte es eigentlich nur seinem in die Jahrbücher von Bern glänzend eingetragenen Namen, daß er überhaupt auf Bernerboden geduldet wurde. Er gab sich nämlich von Jugend auf viel mit Bibelerklärung ab, wie es in jener Zeit religiöser Erschütterung nichts Ungewöhnliches war; aber er hatte, und das war das Ungewöhnliche, aus manchen Stellen des heiligen Buches, besonders aus der Offenbarung Johannis, die Ueberzeugung geschöpft, daß es mit der Welt zu Ende gehe und es deßhalb nicht räthlich und ein eitles Werk sei, am Vorabend dieser durchgreifenden Krise eine neue Kirche zu gründen, weßwegen er sich des ihm zuständigen Sitzes im Münster zu Bern beharrlich und grundsätzlich entschlug. Wie gesagt, nur seine Verborgenheit schützte ihn vor dem gestrengen Arm des geistlichen Regimentes.

Unter den Augen dieses harmlosen und guten Mannes wuchs ich — wo nicht ohne Zucht, doch ohne Ruthe — in ländlicher Freiheit auf. Mein Umgang waren die Bauerjungen des benachbarten Dorfes und dessen Pfarrer, ein strenger Calvinist, durch den mich mein Ohm mit Selbstverleugnung in der Landesreligion unterrichten ließ.

Die zwei Pfleger meiner Jugend ſtimmten in manchen Punkten nicht zuſammen. Während der Theologe mit ſeinem Meiſter Calvin die Ewigkeit der Höllenſtrafen als das unentbehrliche Fundament der Gottesfurcht anſah, getröſtete ſich der Laie der einſtigen Verſöhnung und fröhlichen Wiederbringung aller Dinge. Meine Denkkraft übte ſich mit Genuß an der herben Conſequenz der calviniſchen Lehre und bemächtigte ſich ihrer, ohne eine Maſche des feſten Netzes fallen zu laſſen; aber mein Herz gehörte ſonder Vorbehalt dem Oheim. Seine Zukunftsbilder beſchäftigten mich wenig, nur einmal gelang es ihm, mich zu verblüffen. Ich nährte ſeit langem den Wunſch, einen wilden jungen Hengſt, den ich in Biel geſehen, einen prächtigen Falben, zu beſitzen, und näherte mich mit dieſem großen Anliegen auf der Zunge eines Morgens meinem in ein Buch vertieften Oheim, eine Weigerung befürchtend, nicht wegen des hohen Preiſes, wohl aber wegen der landeskundigen Wildheit des Thieres, das ich zu ſchulen wünſchte. Kaum hatte ich den Mund geöffnet, als er aufblickend mich plötzlich ſcharf ins Auge faßte und mich feierlich anredete: „Weißt du, Hans, was das fahle Pferd bedeutet, auf dem der Tod ſitzt?“ —

Ich verſtummte vor Erſtaunen über die Sehergabe meines Oheims; aber ein Blick in das vor ihm aufge-

Bayerische Staats-Bibliothek

ſchlagene Buch belehrte mich, daß er nicht von meinem Falben, ſondern von einem der vier apokalyptiſchen Reiter ſprach.

Der gelehrte Pfarrer unterwies mich zugleich in der Mathematik und ſogar in den Anfängen der Kriegswiſſenſchaft, ſoweit ſie ſich aus den bekannten Handbüchern ſchöpfen läßt; denn er war in ſeiner Jugend als Student in Genf mit auf die Wälle und ins Feld gezogen.

Es war eine ausgemachte Sache, daß ich mit meinem ſiebzehnten Jahre in Kriegsdienſte zu treten habe; auch das war für mich keine Frage, unter welchem Feldherrn ich meine erſten Waffenjahre verbringen würde. Der Name des großen Coligny erfüllte damals die ganze Welt. Nicht ſeine Siege, deren hatte er keinen erfochten, ſondern ſeine Niederlagen, welchen er durch Feldherrnkunſt und Charaktergröße den Werth von Siegen zu geben wußte, hatten ihn aus allen lebenden Feldherrn hervorgehoben, wenn man ihm nicht den ſpaniſchen Alba an die Seite ſetzen wollte; dieſen aber haßte ich wie die Hölle. Nicht nur war mein tapferer Vater treu und trotzig zum proteſtantiſchen Glauben geſtanden, nicht nur hatte mein ſanftmüthiger Ohm vom Papſtthum einen übeln Begriff und meinte es in der Babylonerin der Offenbarung vorgebildet zu ſehn, ſondern ich ſelbſt ſing

an mit warmem Herzen Partei zu nehmen. Hatte ich doch schon als Knabe mich in die protestantische Heerschaar eingereiht, als es im Jahre 1567 galt die Waffen zu ergreifen, um Genf gegen einen Handstreich Alba's zu sichern, der sich aus Italien längs der Schweizergrenze nach den Niederlanden durchwand. Den Jüngling litt es kaum mehr in der Einsamkeit von Chaumont, so hieß der Sitz meines Oheims.

Im Jahre 1570 gab das Pacificationsedikt von St. Germain en Laye den Hugenoten in Frankreich Zutritt zu allen Aemtern und Coligny, nach Paris gerufen, berieth mit dem König, dessen Herz er, wie die Rede ging, vollständig gewonnen hatte, den Plan eines Feldzugs gegen Alba zur Befreiung der Niederlande. Ungeduldig erwartete ich die jahrelang sich verzögernde Kriegserklärung, die mich zu Coligny's Schaaren rufen sollte; denn seine Reiterei bestand von jeher aus Deutschen und der Name meines Vaters mußte ihm aus frühern Zeiten bekannt sein.

Aber diese Kriegserklärung wollte noch immer nicht kommen und zwei ärgerliche Erlebnisse sollten mir die letzten Tage in der Heimat verbittern.

Als ich eines Abends im Mai mit meinem Ohm unter der blühenden Hoflinde das Vesperbrot verzehrte, erschien vor uns in ziemlich kriechender Haltung und

schäbiger Kleidung ein Fremder, dessen unruhige Augen und gemeine Züge auf mich einen unangenehmen Eindruck machten. Er empfahl sich der gnädigen Herrschaft als Stallmeister, was in unsern Verhältnissen nichts andres als Reitknecht bedeutete, und schon war ich im Begriff ihn kurz abzuweisen, denn mein Ohm hatte ihm bis jetzt keine Aufmerksamkeit geschenkt, als der Fremdling mir alle seine Kenntnisse und Fertigkeiten herzuzählen begann.

„Ich führe die Stoßklinge," sagte er, „wie Wenige und kenne die hohe Fechtschule aus dem Fundament." —

Bei meiner Entfernung von jedem städtischen Fechtboden empfand ich gerade diese Lücke meiner Ausbildung schmerzlich und trotz meiner instinktiven Abneigung gegen den Ankömmling ergriff ich die Gelegenheit ohne Bedenken, zog den Fremden in meine Fechtkammer und gab ihm eine Klinge in die Hand, mit welcher er die meinige so vortrefflich meisterte, daß ich sogleich mit ihm abmachte und ihn in unsre Dienste nahm.

Dem Ohm stellte ich vor, wie günstig die Gelegenheit sei, noch im letzten Augenblick vor der Abreise den Schatz meiner ritterlichen Kenntnisse zu bereichern.

Von nun an brachte ich mit dem Fremden — er bekannte sich zu böhmischer Abkunft — Abend um Abend oft bis zu später Stunde in der Waffenkammer

zu, die ich mit zwei Mauerlampen möglichſt erleuchtete. Leicht erlernte ich Stoß, Parade, Finte, und bald führte ich, theoretiſch vollkommen feſt, die ganze Schule richtig und zur Befriedigung meines Lehrers durch; dennoch brachte ich dieſen in helle Verzweiflung dadurch, daß es mir unmöglich war, eine gewiſſe angeborne Gelaſſenheit los zu werden, welche er Langſamkeit ſchalt und mit ſeiner blitzſchnell zuckenden Klinge ſpielend beſiegte.

Um mir das mangelnde Feuer zu geben, verfiel er auf ein ſeltſames Mittel. Er nähte ſich auf ſein Fechtwams ein Herz von rothem Leder, das die Stelle des pochenden anzeigte, und auf welches er im Fechten mit der Linken höhniſch und herausfordernd hinwies. Dazu ſtieß er mannigfache Kriegsrufe aus, am häufigſten: „Alba hoch! — Tod den niederländiſchen Rebellen!“ — oder auch: „Tod dem Ketzer Coligny! An den Galgen mit ihm!“ — Obwohl mich dieſe Rufe im Innerſten empörten und mir den Menſchen noch widerlicher machten, als er es mir ohnehin war, gelang es mir nicht mein Tempo zu beſchleunigen, da ich ſchon als pflichtſchuldig Lernender ein Maß von Behendigkeit aufgewendet hatte, das ſich nun einmal nicht überſchreiten ließ. Eines Abends, als der Böhme gerade ein fürchterliches Geſchrei anhob, trat mein Oheim beſorgt durch die Seitenthüre ein, zu ſehen was es gäbe, zog ſich aber gleich entſetzt

zurück, da er meinen Gegner mit dem Ausruf: „Tod den Hugenoten", mir einen derben Stoß mitten auf die Bruſt verſetzen ſah, der mich, galt es Ernſt, durchbohrt hätte.

Am nächſten Morgen, als wir unter unſrer Linde, frühſtückten, hatte der Ohm etwas auf dem Herzen und ich denke, es war der Wunſch ſich des unheimlichen Hausgenoſſen zu entledigen, als von dem Bieler Stadtboten ein Schreiben mit einem großen Amtsſiegel überbracht wurde. Der Ohm öffnete es, runzelte im Leſen die Stirn und reichte es mir mit den Worten: „Da haben wir die Beſcheerung! — Lies, Hans, und dann wollen wir berathen, was zu thun ſei."

Da ſtand nun zu leſen, daß ein Böhme, der ſich vor einiger Zeit in Stuttgart als Fechtmeiſter niedergelaſſen, ſein Weib, eine geborne Schwäbin, aus Eiferſucht meuchleriſch erſtochen; daß man in Erfahrung gebracht, der Thäter habe ſich nach der Schweiz geſchlagen, ja, daß man ihn, oder jemand der ihm zum Verwechſeln gleiche, im Dienſte des Herrn zu Chaumont wolle geſehen haben; daß man dieſen, dem in Erinnerung des ſeligen Schadau, ſeines Schwagers, der Herzog Chriſtoph ſonderlich gewogen ſei, dringend erſuche, den Verdächtigen zu verhaften, ſelbſt ein erſtes Verhör vorzunehmen und bei beſtätigtem Verdachte den Schuld'gen an die Grenze

liefern zu lassen. Unterzeichnet und besiegelt war das Schreiben von dem herzoglichen Amte in Stuttgart.

Während ich das Aktenstück las, blickte ich nachdenkend einmal darüber hinweg nach der Kammer des Böhmen, die sich, im Giebel des Schlosses gelegen, mit dem Auge leicht erreichen ließ und sah ihn am Fenster beschäftigt eine Klinge zu putzen. Entschlossen den Uebelthäter festzunehmen und der Gerechtigkeit zu überliefern, erhob ich doch unwillkürlich das Schreiben in der Weise, daß ihm das große, rothe Siegel, wenn er gerade herunter lauerte, sichtbar wurde, — seinem Schicksal eine kleine Frist gebend ihn zu retten.

Dann erwog ich mit meinem Ohm die Festnehmung und den Transport des Schuldigen; denn daß er dieses war, daran zweifelten wir beide keinen Augenblick.

Hierauf stiegen wir, jeder ein Pistol in der Hand, auf die Kammer des Böhmen. Sie war leer; aber durch das offene Fenster über die Bäume des Hofes weg — weit in der Ferne, wo sich der Weg um den Hügel wendet, sahn wir einen Reiter galoppiren, und jetzt beim Hinuntersteigen trat uns der Bote von Biel, der das Schreiben überbracht hatte, jammernd entgegen, er suche vergeblich sein Roß, welches er am hintern Hofthor angebunden, während ihm selbst in der Küche ein Trunk gereicht wurde.

Zu dieſer leidigen Geſchichte, die im Lande viel Aufſehn erregte, und im Munde der Leute eine abenteuerliche Geſtalt gewann, kam noch ein anderer Unfall, der machte, daß meines Bleibens daheim nicht länger ſein konnte.

Ich ward auf eine Hochzeit nach Biel geladen, wo ich, da das Städtchen kaum eine Stunde entfernt liegt, manche, wenn auch nur flüchtige Beziehungen hatte. Bei meiner ziemlich abgeſchloſſenen Lebensweiſe galt ich für ſtolz, und mit meinen Gedanken in der nahen Zukunft, die mich, wenn auch in beſcheidenſter Stellung, in die großen Geſchicke der proteſtantiſchen Welt verflechten ſollte, konnte ich den innern Händeln und dem Stadtklatſch der kleinen Republik Biel kein Intereſſe abgewinnen. So lächelte mir dieſe Einladung nicht beſonders, und nur das Drängen meines ebenſo zurückgezogenen, doch dabei leutſeligen Oheims bewog mich, der Einladung Folge zu leiſten.

Den Frauen gegenüber war ich ſchüchtern. Von kräftigem Körperbau und ungewöhnlicher Höhe des Wuchſes, aber unſchönen Geſichtszügen, fühlte ich wohl, wenn ich mir davon auch nicht Rechenſchaft gab, daß ich die ganze Summe meines Herzens auf eine Nummer zu ſetzen habe, und die Gelegenheit dazu, ſo ſchwebte mir dunkel vor, mußte ſich in der Umgebung meines Helden finden. Auch ſtand bei mir feſt, daß ein volles Glück

mit vollem Einſatz, mit dem Einſatze des Lebens wolle gewonnen ſein.

Unter meinen jugendlichen Bewunderungen nahm neben dem großen Admiral ſein jüngerer Bruder Dandelot die erſte Stelle ein, deſſen weltkundige ſtolze Brautfahrt meine Einbildungskraft entzündete. Seine Flamme, ein lothringiſches Fräulein, hatte er vor den Augen ſeiner katholiſchen Todfeinde, der Guiſen, aus ihrer Stadt Nancy weggeführt, in feſtlichem Zuge unter Trommetenſchall dem herzoglichen Schloſſe vorüberreitend.

Etwas derartiges wünſchte ich mir vorbeſtimmt.

Ich machte mich alſo nüchternen und verdroſſenen Herzens nach Biel auf den Weg. Man war höchſt zuvorkommend gegen mich und gab mir meinen Platz an der Tafel neben einem liebenswürdigen Mädchen. Wie es ſchüchternen Menſchen zu gehen pflegt, gerieth ich, um jedem Verſtummen vorzubeugen, in das entgegengeſetzte Fahrwaſſer und um nicht unhöflich zu erſcheinen, machte ich meiner Nachbarin lebhaft den Hof. Uns gegenüber ſaß der Sohn des Schultheißen, eines vornehmen Spezereihändlers, der an der Spitze der ariſtokratiſchen Partei ſtand; denn das kleine Biel hatte gleich größern Republiken ſeine Ariſtokraten und Demokraten. Franz Godillard, ſo hieß der junge Mann, der vielleicht Abſichten auf meine Nachbarin haben mochte, verfolgte

unſer Geſpräch, ohne daß ich anfänglich deſſen gewahr wurde, mit ſteigendem Intereſſe und feindſeligen Blicken.

Da fragte mich das hübſche Mädchen, wann ich nach Frankreich zu ziehn gedächte.

„Sobald der Krieg erklärt iſt gegen den Bluthund Alba!“ erwiederte ich eifrig.

„Man dürfte von einem ſolchen Manne in weniger reſpektwidrigen Ausdrücken reden!“ warf mir Godillard über den Tiſch zu.

— „Ihr vergeßt wohl,“ entgegnete ich, „die mißhandelten Niederländer! Keinen Reſpekt ihrem Unterdrücker, und wäre er der größte Feldherr der Welt!“

— „Er hat Rebellen gezüchtigt,“ war die Antwort, „und ein heilſames Beiſpiel auch für unſre Schweiz gegeben.“

— „Rebellen!“ ſchrie ich und ſtürzte ein Glas feurigen Cortaillod hinunter. „So gut, oder ſo wenig Rebellen, als die Eidgenoſſen auf dem Rütli!“ —

Godillard nahm eine hochmüthige Miene an, zog die Augenbrauen erſt mit Wichtigkeit in die Höhe und verſetzte dann grinſend: „Unterſucht einmal ein gründlicher Gelehrter die Sache, wird es ſich vielleicht weiſen, daß die aufrühreriſchen Bauern der Waldſtätte gegen Oeſterreich ſchwer im Unrecht und offener Rebellion ſchuldig waren. Uebrigens gehört das nicht hieher; ich behaupte

nur, daß es einem jungen Menschen ohne Verdienst, ganz abgesehn von jeder politischen Meinung, übel ansteht, einen berühmten Kriegsmann mit Worten zu beschimpfen."

Dieser Hinweis auf die unverschuldete Verzögerung meines Kriegsdienstes empörte mich aufs Tiefste, die Galle lief mir über und: „Ein Schurke!" rief ich aus, „wer den Schurken Alba in Schutz nimmt!"

Jetzt entstand ein sinnloses Getümmel, aus welchem Goddillard mit zerschlagenem Kopfe weggetragen wurde und ich mich mit blutender, vom Wurf eines Glases zerschnittener Wange zurückzog.

Am Morgen erwachte ich in großer Beschämung, voraussehend daß ich, ein Vertheidiger der evangelischen Wahrheit, in den Ruf eines Trunkenboldes gerathen würde.

Ohne langes Besinnen packte ich meinen Mantelsack, beurlaubte mich bei dem Oheim, dem ich mein Mißgeschick andeutete, und der nach einigem Hin- und Herreden sich damit einverstanden erklärte, daß ich den Ausbruch des Krieges in Paris erwarten möge, steckte eine Rolle Gold aus dem kleinen Erbe meines Vaters zu mir, bewaffnete mich, sattelte meinen Falben und machte mich auf den Weg nach Frankreich.

Drittes Kapitel.

Ich durchzog ohne nennenswerthe Abenteuer die Freigrafschaft und Burgund, erreichte den Lauf der Seine und näherte mich eines Abends den Thürmen von Melun, die noch eine kleine Stunde entfernt liegen mochten, über denen aber ein schweres Gewitter hing. Ein Dorf durchreitend, das an der Straße lag, erblickte ich auf der steinernen Hausbank der nicht unansehnlichen Herberge zu den drei Lilien einen jungen Mann, welcher wie ich ein Reisender und ein Kriegsmann zu sein schien, dessen Kleidung und Bewaffnung aber eine Eleganz zeigte, von welcher meine schlichte calvinistische Tracht gewaltig abstach. Da es in meinem Reiseplan lag, vor Nacht Melun zu erreichen, erwiederte ich seinen Gruß nur flüchtig, ritt vorüber und glaubte noch den Ruf: „Gute Reise, Landsmann!“ hinter mir zu vernehmen.

Eine Viertelstunde trabte ich beharrlich weiter, während das Gewitter mir schwarz entgegenzog, die Luft unerträglich dumpf wurde und kurze, heiße Windstöße

den Staub der Straße in Wirbeln aufjagten. Mein Roß schnaubte. Plötzlich fuhr ein blendender und krachender Blitzstrahl wenige Schritte vor mir in die Erde. Der Falbe stieg, drehte sich und jagte in wilden Sprüngen gegen das Dorf zurück, wo es mir endlich unter strömendem Regen vor dem Thore der Herberge gelang, des geängsteten Thieres Herr zu werden.

Der junge Gast erhob sich lächelnd von der durch das Vordach geschützten Steinbank, rief den Stallknecht, war mir beim Abschnallen des Mantelsacks behilflich und sagte: „Laßt es Euch nicht reuen, hier zu nächtigen, Ihr findet vortreffliche Gesellschaft."

„Daran zweifle ich nicht!" versetzte ich grüßend.

— „Ich spreche natürlich nicht von mir," fuhr er fort, „sondern von einem alten ehrwürdigen Herrn, den die Wirthin Herr Parlamentsrath nennt — also ein hoher Würdeträger — und von seiner Tochter oder Nichte, einem ganz unvergleichlichen Fräulein. . . . . Oeffnet dem Herrn ein Zimmer!" Dies sprach er zu dem herantretenden Wirth, „und Ihr, Herr Landsmann kleidet Euch rasch um und laßt uns nicht warten, denn der Abendtisch ist gedeckt." —

„Ihr nennt mich Landsmann?" entgegnete ich französisch, wie er mich angeredet hatte. „Woran erkennt Ihr mich als solchen?" —

„An Haupt und Gliedern!“ versetzte e[illegible]tig. „Vorerst seid Ihr ein Deutscher, und an Euerm [illegible]gen festen und gesetzten Wesen erkenne ich den Berner. Ich aber bin Euer treuer Verbündeter von Fryburg und nenne mich Wilhelm Boccard.“ —

Ich folgte dem voranschreitenden Wirthe in die Kammer, die er mir anwies, wechselte die Kleider und stieg hinunter in die Gaststube, wo ich erwartet war. Boccard trat auf mich zu, ergriff mich bei der Hand und stellte mich einem ergrauten Herrn von feiner Erscheinung und einem schlanken Mädchen im Reitkleide vor mit den Worten: „Mein Kamerad und Landsmann“ . . . . . dabei sah er mich fragend an.

„Schadau von Bern,“ schloß ich die Rede.

„Es ist mir höchst angenehm,“ erwiederte der alte Herr verbindlich, „mit einem jungen Bürger der berühmten Stadt zusammenzutreffen, der meine Glaubensbrüder in Genf so viel zu danken haben. Ich bin der Parlamentsrath Chatillon, dem der Religionsfriede erlaubt, nach seiner Vaterstadt Paris zurückzukehren.“

„Chatillon?“ wiederholte ich in ehrfurchtsvoller Verwunderung. „Das ist der Familienname des großen Admirals.“

„Ich habe nicht die Ehre mit ihm verwandt zu sein,“ versetzte der Parlamentsrath, „oder wenigstens nur ganz

von fern; aber ich kenne ihn und bin ihm befreundet, so weit es der Unterschied des Standes und des persönlichen Werthes gestattet. Doch setzen wir uns, meine Herrschaften. Die Suppe dampft und der Abend bietet noch Raum genug zum Gespräch." —

Ein Eichentisch mit gewundenen Füßen vereinigte uns an seinen vier Seiten. Oben war dem Fräulein, zu ihrer Rechten und Linken dem Rath und Boccard und mir am untern Ende der Tafel das Gedeck gelegt. Nachdem unter den üblichen Erkundigungen und Reisegesprächen das Mal beendigt und zu einem bescheidenen Nachtisch das perlende Getränk der benachbarten Champagne aufgetragen war, fing die Rede an zusammenhängender zu fließen.

„Ich muß es an Euch loben, Ihr Herren Schweizer," begann der Rath, daß Ihr nach kurzen Kämpfen gelernt habt, Euch auf kirchlichem Gebiete friedlich zu vertragen. Das ist ein Zeichen von billigem Sinn und gesundem Gemüth und mein unglückliches Vaterland könnte sich an Euch ein Beispiel nehmen. — Werden wir denn nie lernen, daß sich die Gewissen nicht meistern lassen, und daß ein Protestant sein Vaterland so glühend lieben, so muthig vertheidigen und seinen Gesetzen so gehorsam sein kann, als ein Katholik!"

„Ihr spendet uns zu reichliches Lob!" warf Boccard

ein. „Freilich vertragen wir Katholiken und Protestanten uns im Staate leidlich; aber die Geselligkeit ist durch die Glaubensspaltung völlig verdorben. In früherer Zeit waren wir von Fryburg mit denen von Bern vielfach verschwägert. Das hat nun aufgehört und langjährige Bande sind zerschnitten. Auf der Reise," fuhr er scherzend zu mir gewendet fort, „sind wir uns noch zuweilen behilflich; aber zu Hause grüßen wir uns kaum.

„Laßt mich Euch erzählen: Als ich auf Urlaub in Fryburg war, — ich diene unter den Schweizern seiner allerchristlichsten Majestät — wurde gerade die Milchmesse auf den Plaffeyer Alpen gefeiert, wo mein Vater begütert ist und auch die Kirchberge von Bern ein Weidrecht besitzen. Das war ein trübseliges Fest. Der Kirchberg hatte seine Töchter, vier stattliche Bernerinnen, mitgebracht, die ich, als wir Kinder waren, auf der Alp alljährlich im Tanze schwenkte. Könnt Ihr glauben, daß nach beendigtem Ehrentanze die Mädchen mitten unter den läutenden Kühen ein theologisches Gespräch begannen nnd mich, der ich mich nie viel um diese Dinge bekümmert habe, einen Götzendiener und Christenverfolger schalten, weil ich auf den Schlachtfeldern von Jarnac und Moncontour gegen die Hugenoten meine Pflicht gethan?"

„Religionsgespräche," begütigte der Rath, „liegen jetzt eben in der Luft; aber warum sollte man sie nicht mit

gegenseitiger Achtung führen und in versöhnlichem Geiste sich verständigen können? So bin ich versichert, Herr Boccard, daß Ihr mich wegen meines evangelischen Glaubens nicht zum Scheiterhaufen verdammt, und daß Ihr nicht der Letzte seid, die Grausamkeit zu verwerfen, mit der die Calvinisten in meinem armen Vaterlande lange Zeit behandelt worden sind."

„Seid davon überzeugt!" erwiederte Boccard. „Nur dürft Ihr nicht vergessen, daß man das Alte und Hergebrachte in Staat und Kirche nicht grausam nennen darf, wenn es sein Dasein mit allen Mitteln vertheidigt. Was übrigens die Grausamkeiten betrifft, so weiß ich keine grausamere Religion als den Calvinismus."

„Ihr denkt an Servet?" — sagte der Rath mit leiser Stimme, während sich sein Antlitz trübte.

„Ich dachte nicht an menschliche Strafgerichte," versetzte Boccard, „sondern an die göttliche Gerechtigkeit, wie sie der finstere neue Glaube verunstaltet. Wie gesagt, ich verstehe nichts von der Theologie, aber mein Ohm, der Chorherr in Fryburg, ein glaubwürdiger und gelehrter Mann, hat mich versichert, es sei ein calvinistischer Satz, daß eh' es Gutes oder Böses gethan hat, das Kind schon in der Wiege zur ewigen Seligkeit bestimmt, oder der Hölle verfallen sei. Das ist zu schrecklich, um wahr zu sein!"

„Und doch ist es wahr," sagte ich, des Unterrichts meines Pfarrers mich erinnernd, „schrecklich oder nicht, es ist logisch!"

„Logisch?" fragte Boccard. „Was ist logisch?"

„Was sich nicht selbst widerspricht," ließ sich der Rath vernehmen, den mein Eifer zu belustigen schien.

„Die Gottheit ist allwissend und allmächtig," fuhr ich mit Siegesgewißheit fort, „was sie voraussieht und nicht hindert ist ihr Wille, demnach ist allerdings unser Schicksal schon in der Wiege entschieden."

„Ich würde Euch das gern umstoßen," sagte Boccard, „wenn ich mich jetzt nur auf das Argument meines Oheims besinnen könnte! Denn er hatte ein treffliches Argument dagegen . . ."

„Ihr thätet mir einen Gefallen," meinte der Rath, „wenn es Euch gelänge, Euch dieses trefflichen Argumentes zu erinnern." —

Der Freyburger schenkte sich den Becher voll, leerte ihn langsam und schloß die Augen. Nach einigem Besinnen sagte er heiter: „Wenn die Herrschaften geruhn, mir nichts einzuwerfen und mich meine Gedanken ungestört entwickeln zu lassen, so hoff' ich nicht übel zu bestehn. Angenommen also, Herr Schadau, Ihr wäret von Eurer calvinistischen Vorsehung seit der Wiege zur Hölle verdammt — doch bewahre mich Gott vor solcher

Unhöflichkeit — gesetzt denn, ich wäre im Voraus verdammt; aber ich bin ja, Gott sei Dank, kein Calvinist“ .... Hierauf nahm er einige Krumen des vortrefflichen Waizenbrotes, formte sie mit den Fingern zu einem Männchen, das er auf seinen Teller setzte mit den Worten: „Hier steht ein von Geburt an zur Hölle verdammter Calvinist. Nun gebt Acht, Schadau! — Glaubt Ihr an die zehn Gebote?“

„Wie, Herr?“ fuhr ich auf.

„Nun, nun, man darf doch fragen. Ihr Protestanten habt so manches Alte abgeschafft! Also Gott befiehlt diesem Calvinisten: Thue das! Unterlasse jenes! Ist solches Gebot nun nicht eitel böses Blendwerk, wenn der Mann zum Voraus bestimmt ist, das Gute nicht thun zu können und das Böse thun zu müssen? Und einen solchen Unsinn muthet Ihr der höchsten Weisheit zu? Richtig ist das, wie dies Gebilde meiner Finger!“ und er schnellte das Brotmännchen in die Höhe.

„Nicht übel!“ meinte der Rath.

Während Boccard seine innere Genugthuung zu verbergen suchte, musterte ich eilig meine Gegengründe; aber ich wußte in diesem Augenblicke nichts Triftiges zu antworten und sagte mit einem Anfluge unmuthiger Beschämung: „Das ist ein dunkler, schwerer Satz, der sich nicht leichthin erörtern läßt. Uebrigens ist seine

Behauptung nicht unentbehrlich, um den Papismus zu verwerfen, deſſen augenfällige Mißbräuche Ihr ſelbſt, Boccard, nicht läugnen könnt. Denkt an die Unſitten der Pfaffen!"

„Es giebt ſchlimme Vögel unter ihnen," nickte Boccard.

„Der blinde Autoritätsglaube. . . . ."

„Iſt eine Wohlthat für menſchliche Schwachheit," unterbrach er mich, „muß es doch in Staat und Kirche wie in dem kleinſten Rechtshandel eine letzte Inſtanz geben, bei der man ſich beruhigen kann!"

„Die wunderthätigen Reliquien!"

„Heilten der Schatten St. Petri und die Schweißtüchlein St. Pauli Kranke," verſetzte Boccard mit großer Gelaſſenheit, „warum ſollten nicht auch die Gebeine der Heiligen Wunder wirken?"

„Dieſer alberne Mariendienſt" . . . . . .

Kaum war das Wort ausgeſprochen, ſo veränderte ſich das helle Angeſicht des Fryburgers, das Blut ſtieg ihm mit Gewalt zu Haupte, zornroth ſprang er vom Seſſel auf, legte die Hand an den Degen und rief mir zu: „Wollt Ihr mich perſönlich beleidigen? Iſt das Eure Abſicht, ſo zieht!"

Auch das Fräulein hatte ſich beſtürzt von ſeinem Sitze erhoben und der Rath ſtreckte beſchwichtigend beide Hände nach dem Fryburger aus. Ich erſtaunte, ohne

die Faſſung zu verlieren über die ganz unerwartete Wirkung meiner Worte.

„Von einer perſönlichen Beleidigung kann nicht die Rede ſein," ſagte ich ruhig. „Wie konnte ich ahnen, daß Ihr, Boccard, der in jeder Aeußerung den Mann von Welt und Bildung bekundet und der, wie Ihr ſelbſt ſagt, gelaſſen über religiöſe Dinge denkt, in dieſem einzigen Punkte eine ſolche Leidenſchaft an den Tag legen würdet."

„So wiſſet Ihr denn nicht, Schadau, was im ganzen Gebiete von Fryburg und weit darüber hinaus bekannt iſt, daß Unſere liebe Frau von Einſiedeln ein Wunder an mir Unwürdigem gethan hat?"

„Nein, wahrlich nicht," erwiederte ich. „Setzt Euch, lieber Boccard, und erzählt uns das."

„Nun, die Sache iſt weltkundig und abgemalt auf einer Votivtafel im Kloſter ſelbſt.

In meinem dritten Jahre befiel mich eine ſchwere Krankheit und ich blieb in Folge derſelben an allen Gliedern gelähmt. Alle erdenklichen Mittel wurden vergeblich angewendet, aber kein Arzt wußte Rath. Endlich that meine liebe gute Mutter barfuß für mich eine Wallfahrt nach Einſiedeln. Und, ſiehe da, es geſchah ein Gnadenwunder! Von Stund an ging es beſſer mit mir, ich erſtarkte und gedieh und bin heute, wie Ihr

ſeht, ein Mann von geſunden und geraden Gliedern! Nur der guten Dame von Einſiedeln danke ich es, wenn ich heute meiner Jugend froh bin und nicht als ein unnützer, freudeloſer Krüppel mein Herz in Gram verzehre. So werdet Ihr es begreifen, liebe Herrn, und natürlich finden, daß ich meiner Helferin zeitlebens zu Dank verbunden und herzlich zugethan bleibe."

Mit dieſen Worten zog er eine ſeidene Schnur, die er um den Hals trug und an der ein Medaillon hing, aus dem Wams hervor und küßte es mit Inbrunſt.

Herr Chatillon, der ihn mit einem ſeltſamen Gemiſch von Spott und Rührung betrachtete, begann nun in ſeiner verbindlichen Weiſe: „Aber glaubt Ihr wohl, Herr Boccard, daß jede Madonna dieſe glückliche Kur an Euch hätte verrichten können?"

„Nicht doch!" verſetzte Boccard lebhaft, „die Meinigen verſuchten es an manchem Gnadenorte, bis ſie an die rechte Pforte klopften. Die liebe Frau von Einſiedeln iſt eben einzig in ihrer Art."

„Nun," fuhr der alte Franzoſe lächelnd fort, „ſo wird es leicht ſein, Euch mit Euerm Landsmanne zu verſöhnen, wenn dies bei Euerm wohlwollenden Gemüth und heitern Naturell, wovon Ihr uns allen ſchon Proben gegeben habt, noch nothwendig ſein ſollte. Herr Schadau wird ſeinem harten Urtheile über den Mariendienſt in

Zukunft nicht vergessen die Klausel anzuhängen: mit ehrenvoller Ausnahme der lieben Frau von Einsiedeln."

„Dazu bin ich gerne bereit," sagte ich auf den Ton des alten Herrn eingehend, freilich nicht ohne eine innere Wallung gegen seinen Leichtsinn.

Da ergriff der gutmüthige Boccard meine Hand und schüttelte sie treuherzig. Das Gespräch nahm eine andere Wendung und bald erhob sich der junge Fryburger gute Nacht wünschend und sich beurlaubend, da er morgen in der ersten Frühe aufzubrechen gedenke.

Nun erst, da das erregte Hin- und Herreden ein Ende genommen hatte, richtete ich meine Blicke aufmerksamer auf das junge Mädchen, das unserm Gespräch stillschweigend mit großer Spannung gefolgt war, und erstaunte über ihre Unähnlichkeit mit ihrem Vater oder Oheim. Der alte Rath hatte ein fein geschnittenes, fast furchtsames Gesicht, welches kluge, dunkle Augen bald wehmüthig, bald spöttisch, immer geistvoll beleuchteten; die junge Dame dagegen war blond und ihr unschuldiges, aber entschlossenes Antlitz beseelten wunderbar strahlende blaue Augen.

„Darf ich Euch fragen, junger Mann," begann der Parlamentsrath, „was Euch nach Paris führt? Wir sind Glaubensgenossen und wenn ich Euch einen Dienst leisten kann, so verfügt über mich."

„Herr," erwiederte ich, „als Ihr den Namen Chatillon ausspracht, gerieth mein Herz in Bewegung. Ich bin ein Soldatenkind und will den Krieg, mein väterliches Handwerk, erlernen. Ich bin ein eifriger Protestant und möchte für die gute Sache so viel thun, als in meinen Kräften steht. Diese beiden Ziele habe ich erreicht, wenn mir vergönnt ist unter den Augen des Admirals zu dienen und zu fechten. Könnt Ihr mir dazu verhelfen, so erweist Ihr mir den größten Dienst." —

Jetzt öffnete das Mädchen den Mund und fragte: „Habt Ihr denn eine so große Verehrung für den Herrn Admiral?"

„Er ist der erste Mann der Welt!" antwortete ich feurig. —

„Nun, Gasparde," fiel der Alte ein, „bei so vortrefflichen Gesinnungen dürftest Du für den jungen Herrn ein Fürwort bei Deinem Pathen einlegen."

„Warum nicht?" sagte Gasparde ruhig, „wenn er so brav ist, wie er das Aussehen hat. Ob aber mein Fürwort fruchten wird, das ist die Frage. Der Herr Admiral ist jetzt, am Vorabend des flandrischen Krieges, vom Morgen bis in die Nacht in Anspruch genommen, belagert, ruhelos, und ich weiß nicht, ob nicht schon alle Stellen vergeben sind, über die er zu verfügen hat.

Bringt Ihr nicht eine Empfehlung mit, die besser wäre als die meinige?"

„Der Name meines Vaters," versetzte ich etwas eingeschüchtert, „ist vielleicht dem Admiral nicht unbekannt." — Jetzt fiel mir aufs Herz, wie schwer es dem unempfohlenen Fremdling werden könnte, bei dem großen Feldherrn Zutritt zu erlangen und ich fuhr niedergeschlagen fort: „Ihr habt Recht, Fräulein, ich fühle, daß ich ihm wenig bringe: ein Herz und einen Degen, wie er über deren tausende gebietet. Lebte nur sein Bruder Dandelot noch! Der stünde mir näher, an den würde ich mich wagen! War er doch von Jugend auf in allen Dingen mein Vorbild: Kein Feldherr, aber ein tapferer Krieger; kein Staatsmann, aber ein standhafter Parteigenosse; kein Heiliger, aber ein warmes treues Herz!" —

Während ich diese Worte sprach, begann Fräulein Gasparde zu meinem Erstaunen erst leise zu erröthen und ihre mir räthselhafte Verlegenheit steigerte sich, bis sie mit Roth wie übergossen war. Auch der alte Herr wurde sonderbarer Weise verstimmt und sagte bitz:

„Was werdet Ihr wissen, ob Herr Dandelot ein Heiliger war, oder nicht! Doch ich bin schläfrig, heben wir die Sitzung auf. Kommt Ihr nach Paris, Herr Schadau, so beehrt mich mit Euerm Besuche. Ich wohne auf der Insel St. Louis. Morgen werden wir uns

wohl nicht mehr ſehen. Wir halten Raſttag und bleiben in Melun. Jetzt aber ſchreibt mir noch Euern Namen in dieſe Brieftaſche. So! Gehabt Euch wohl, gute Nacht." —

Viertes Kapitel.

Am zweiten Abende nach diesem Zusammentreffen ritt ich durch das Thor St. Honoré in Paris ein und klopfte müde, wie ich war, an die Pforte der nächsten, kaum hundert Schritte vom Thor entfernten Herberge.

Die erste Woche verging mir in der Betrachtung der mächtigen Stadt und im vergeblichen Aufsuchen eines Waffengenossen meines Vaters, dessen Tod ich erst nach mancher Anfrage in Erfahrung brachte. Am achten Tage machte ich mich mit pochendem Herzen auf den Weg nach der Wohnung des Admirals, die mir unfern vom Louvre in einer engen Straße gewiesen wurde.

Es war ein finsteres, alterthümliches Gebäude und der Pförtner empfing mich unfreundlich, ja mißtrauisch. Ich mußte meinen Namen auf ein Stück Papier schreiben, das er zu seinem Herrn trug, dann wurde ich eingelassen und trat durch ein großes Vorgemach, das mit vielen Menschen gefüllt war, Kriegern und Hofleuten, die den

durch ihre Reihen Gehenden mit scharfen Blicken musterten, in das kleine Arbeitszimmer des Admirals. Er war mit Schreiben beschäftigt und winkte mir zu warten, während er einen Brief beendigte. Ich hatte Muße, sein Antlitz, welches sich mir durch einen gelungenen, ausdrucksvollen Holzschnitt, der bis in die Schweiz gelangt war, unauslöschlich eingeprägt, mit Rührung zu betrachten.

Der Admiral mochte damals fünfzig Jahre zählen, aber seine Haare waren schneeweiß und eine fieberische Röthe durchglühte die abgezehrten Wangen. Auf seiner mächtigen Stirn, auf den magern Händen traten die blauen Adern hervor und ein furchtbarer Ernst sprach aus seiner Miene.

Nachdem er sein Geschäft beendigt hatte, trat er zu mir in die Fensternische und heftete seine großen blauen Augen durchdringend auf die meinigen.

„Ich weiß was Euch herführt," sagte er, „Ihr wollt der guten Sache dienen. Bricht der Krieg aus, so gebe ich Euch eine Stelle in meiner deutschen Reiterei. Inzwischen — seid Ihr der Feder mächtig? Ihr versteht Deutsch und Französisch?" —

Ich verneigte mich bejahend.

„Inzwischen will ich Euch in meinem Kabinet beschäftigen. Ihr könnt mir nützlich sein! So seid mir

denn willkommen. Ich erwarte Euch morgen um die achte Stunde. Seid pünktlich.“ —

Nun entließ er mich mit einer Handbewegung und wie ich mich vor ihm verbeugte, fügte er mit großer Freundlichkeit bei:

„Vergeßt nicht den Rath Chatillon zu besuchen, mit dem Ihr unterwegs bekannt geworden seid.“

Als ich wieder auf der Straße war und dem Erlebten nachsinnend den Weg nach meiner Herberge einschlug, wurde mir klar, daß ich für den Admiral kein Unbekannter mehr war und ich konnte nicht im Zweifel sein, wem ich es zu verdanken hatte. Die Freude, an ein ersehntes Ziel, das mir schwer zu erreichen schien, so leicht gelangt zu sein, war mir von guter Vorbedeutung für meine beginnende Laufbahn und die Aussicht, unter den Augen des Admirals zu arbeiten gab mir ein Gefühl von eigenem Werth, das ich bisher noch nicht gekannt hatte. Alle diese glücklichen Gedanken traten aber fast gänzlich zurück vor etwas, das mich zugleich anmuthete und quälte, lockte und beunruhigte, etwas unendlich Fragwürdigem, von dem ich mir durchaus keine Rechenschaft zu geben wußte. Jetzt nach langem vergeblichen Suchen wurde es mir plötzlich klar. Es waren die Augen des Admirals, die mir nachgingen. Und warum verfolgten sie mich? Weil es ihre Augen

waren. Kein Vater, keine Mutter konnten ihrem Kinde getreuer dieſen Spiegel der Seele vererben! Ich gerieth in eine unſagbare Verwirrung. Sollten, konnten ihre Augen von den ſeinigen abſtammen? War das möglich? Nein, ich hatte mich getäuſcht. Meine Einbildungskraft hatte mir eine Tücke geſpielt und um dieſe Gauklerin durch die Wirklichkeit zu widerlegen, beſchloß ich eilig in meine Herberge zurückzukehren und dann auf der Inſel St. Louis meine Bekannten von den drei Lilien aufzuſuchen.

Als ich eine Stunde ſpäter das hohe ſchmale Haus des Parlamentsraths betrat, das, dicht an der Brücke St. Michel gelegen, auf der einen Seite in die Wellen der Seine, auf der andern über eine Seitengaſſe hinweg in die gothiſchen Fenſter einer kleinen Kirche blickte, fand ich die Thüren des untern Stockwerks verſchloſſen und als ich das zweite betrat, ſtand ich unverſehens vor Gasparde, die an einer offenen Truhe beſchäftigt ſchien.

„Wir haben Euch erwartet," begrüßte ſie mich, „und ich will Euch zu meinem Ohm führen, der ſich freuen wird, Euch zu ſehn."

Der Alte ſaß behaglich im Lehnſtuhle, einen großen Folianten durchblätternd, den er auf die dazu eingerichtete Seitenlehne ſtützte. Das weite Gemach war mit

Büchern gefüllt, die in schön geschnitzten Eichenschränken standen. Statuetten, Münzen, Kupferstiche bevölkerten, jedes an der geeigneten Stelle, diese friedliche Gedankenstätte. Der gelehrte Herr hieß mich, ohne sich zu erheben, einen Sitz an seine Seite rücken, grüßte mich als alten Bekannten und vernahm mit sichtlicher Freude den Bericht über meinen Eintritt in die Bedienung des Admirals.

„Gebe Gott, daß es ihm diesmal gelinge!“ sagte er. „Uns Evangelischen, die wir leider am Ende doch nur eine Minderheit unter der Bevölkerung unserer Heimat sind, ohne verruchten Bürgerkrieg Luft zu schaffen, gab es zwei Wege, nur zwei Wege: entweder auswandern über den Ozean in das von Columbus entdeckte Land — diesen Gedanken hat der Admiral lange Jahre in seinem Gemüthe bewegt und, hätten sich nicht unerwartete Hindernisse dagegen erheben, wer weiß! — oder das Nationalgefühl entflammen und einen großen, der Menschheit heilbringenden auswärtigen Krieg führen, wo Katholik und Hugenot Seite an Seite fechtend in der Vaterlandsliebe zu Brüdern werden und ihren Religionshaß verlernen könnten. Das will der Admiral jetzt, und mir, dem Manne des Friedens brennt der Boden unter den Füßen, bis der Krieg erklärt ist! Die Niederlande vom spanischen Joche befreiend werden unsre Katholiken widerwillig in die Strömung der Freiheit gerissen

werden. Aber es eilt! Glaubt mir, Schadau, über Paris brütet eine dumpfe Luft. Die Guiſen ſuchen einen Krieg zu vereiteln, der den jungen König ſelbſtändig und ſie entbehrlich machen würde. Die Königin Mutter iſt zweideutig, — durchaus keine Teufelin, wie die Heißſporne unſrer Partei ſie ſchildern, aber ſie windet ſich durch von heute auf morgen, ſelbſtſüchtig nur auf das Intereſſe ihres Hauſes bedacht. Gleichgültig gegen den Ruhm Frankreichs, ohne Sinn für Gutes und Böſes, hält ſie das Entgegengeſetzte in ihren Händen und der Zufall kann die Wahl entſcheiden. Feig und unberechenbar wie ſie iſt, wäre ſie freilich des Schlimmſten fähig! — Der Schwerpunkt liegt in dem Wohlwollen des jungen Königs für Coligny, und dieſer König . . . . .“ hier ſeufzte Chatillon, „nun, ich will Euerm Urtheil nicht vorgreifen! Da er den Admiral nicht ſelten beſucht, ſo werdet Ihr mit eignen Augen ſehen.“

Der Greis ſchaute vor ſich hin, dann plötzlich den Gegenſtand des Geſprächs wechſelnd und den Titel des Folianten aufblätternd frug er mich: „Wißt Ihr, was ich da leſe? Seht einmal!“

Ich las in lateiniſcher Sprache: Die Geographie des Ptolemäus, herausgegeben von Michael Servedo.

„Doch nicht der in Genf verbrannte Ketzer?“ frug ich beſtürzt.

„Kein Anderer. Er war ein trefflicher Gelehrter, ja, so weit ich es beurtheilen kann, ein genialer Kopf, deſſen Ideen in der Naturwiſſenſchaft vielleicht ſpäter mehr Glück machen werden, als ſeine theologiſchen Grübeleien. — Hättet Ihr ihn auch verbrannt, wenn Ihr im Genfer Rath geſeſſen hättet?“

„Gewiß, Herr!“ antwortete ich mit Ueberzeugung. „Bedenkt nur das Eine: was war die gefährlichſte Waffe, mit welcher die Papiſten unſern Calvin bekämpften? Sie warfen ihm vor, ſeine Lehre ſei Gottesleugnung. Nun kommt ein Spanier nach Genf, nennt ſich Calvins Freund, veröffentlicht Bücher, in welchen er die Dreieinigkeit leugnet, wie wenn das nichts auf ſich hätte, und mißbraucht die evangeliſche Freiheit. War es nun Calvin nicht den Tauſenden und Tauſenden ſchuldig, die für das reine Wort litten und bluteten, dieſen falſchen Bruder vor den Augen der Welt aus der evangeliſchen Kirche zu ſtoßen und dem weltlichen Richter zu überliefern, damit keine Verwechslung zwiſchen uns und ihm möglich ſei und wir nicht unſchuldigerweiſe fremder Gottloſigkeit geziehen werden?“

Chatillon lächelte wehmüthig und ſagte: „Da Ihr Euer Urtheil über Servedo ſo trefflich begründet habt, müßt Ihr mir ſchon den Gefallen thun, dieſen Abend bei mir zu bleiben. Ich führe Euch an ein Fenſter,

das auf die Laurentiuskapelle hinüberschaut, deren Nachbarschaft wir uns hier erfreuen und wo der berühmte Franziskaner Panigarola heute Abend predigen wird. Da werdet Ihr vernehmen, wie man Euch das Urtheil spricht. Der Pater ist ein gewandter Logiker und ein feuriger Redner. Ihr werdet keines seiner Worte verlieren und — Eure Freude dran haben. — Ihr wohnt noch im Wirthshause? Ich muß Euch doch für ein dauerndes Obdach sorgen, — was räthst Du, Gasparde?" wandte er sich an diese, die eben eingetreten war.

Gasparde antwortete heiter: „Der Schneider Gilbert, unser Glaubensgenosse, der eine zahlreiche Familie zu ernähren hat, wäre wohl froh und hochgeehrt, wenn er dem Herrn Schadau sein bestes Zimmer abtreten dürfte. Und das hätte noch das Gute, daß der redliche, aber furchtsame Christ unsren evangelischen Gottesdienst wieder zu besuchen wagte, von diesem tapfern Kriegsmanne begleitet. — Ich gehe gleich hinüber und will ihm den Glücksfall verkündigen." — Damit eilte die Schlanke weg.

So kurz ihre Erscheinung gewesen war, hatte ich doch aufmerksam forschend in ihre Augen geschaut und ich gerieth in neues Staunen. Von einer unwiderstehlichen Gewalt getrieben, mir ohne Aufschub dieses Räthsels Lösung zu verschaffen, kämpfte ich nur mit Mühe eine Frage nieder, die gegen allen Anstand verstoßen hätte,

da kam mir der Alte selbst zu Hilfe, indem er spöttisch fragte: „Was findet Ihr Besonderes an dem Mädchen, daß Ihr es so starr betrachtet?“

„Etwas sehr Besonderes,“ erwiederte ich entschlossen, „die wunderbare Aehnlichkeit ihrer Augen mit denen des Admirals.“

Wie wenn er eine Schlange berührt hätte, fuhr der Rath zurück und sagte gezwungen lächelnd: „Giebt es keine Naturspiele, Herr Schadau? Wollt Ihr dem Leben verbieten ähnliche Augen hervorzubringen?“

„Ihr habt mich gefragt, was ich Besonderes an dem Fräulein finde,“ versetzte ich kaltblütig, „diese Frage habe ich beantwortet. Erlaubt mir eine Gegenfrage: Da ich hoffe, Euch weiterhin besuchen zu dürfen, der ich mich von Euerm Wohlwollen und von Euerm überlegenen Geiste angezogen fühle, wie wünscht Ihr, daß ich fortan dieses schöne Fräulein begrüße? Ich weiß, daß sie von ihrem Pathen Coligny den Namen Gasparde führt, aber Ihr habt mir noch nicht gesagt, ob ich die Gunst habe mit Eurer Tochter, oder mit einer Eurer Verwandten zu sprechen.“

„Nennt Sie, wie Ihr wollt!“ murmelte der Alte verdrießlich und fing wieder an, in der Geographie des Ptolemäus zu blättern.

Durch dies absonderliche Benehmen ward ich in

meiner Vermuthung bestärkt, daß hier ein Dunkel walte, und begann die kühnsten Schlüsse zu ziehn. In der kleinen Druckschrift, die der Admiral über seine Vertheidigung von St. Quentin veröffentlicht hatte und die ich auswendig wußte, schloß er ziemlich unvermittelt mit einigen geheimnißvollen Worten, worin er seinen Uebertritt zum Evangelium andeutete. Hier war von der Sündhaftigkeit der Welt die Rede, an welcher er bekannte, auch selber theilgenommen zu haben. Konnte nun Gaspardes Geburt nicht im Zusammenhange stehn mit diesem vorevangelischen Leben? So streng ich sonst in solchen Dingen dachte, hier war mein Eindruck ein anderer; es lag mir diesmal ferne einen Fehltritt zu verurtheilen, der mir die unglaubliche Möglichkeit aufthat, mich der Blutsverwandten des erlauchten Helden zu nähern, — wer weiß, vielleicht um sie zu werben. Während ich meiner Einbildungskraft die Zügel schießen ließ, glitt wahrscheinlich ein glückliches Lächeln durch meine Züge, denn der Alte, der mich insgeheim über seinen Folianten weg beobachtet hatte, wandte sich gegen mich mit unerwartetem Feuer:

„Ergötzt es Euch, junger Herr, an einem großen Mann eine Schwäche entdeckt zu haben, so wißt: Er ist makellos! — Ihr seid im Irrthume. Ihr betrügt Euch!“

Hier erhob er ſich wie unwillig und ſchritt das Gemach auf und nieder, dann, plötzlich den Ton wechſelnd, blieb er dicht vor mir ſtehn indem er mich bei der Hand faßte: „Junger Freund,“ ſagte er, „in dieſer ſchlimmen Zeit, wo wir Evangeliſchen auf einander angewieſen ſind und uns wie Brüder betrachten ſollen, wächſt das Vertrauen geſchwind; es darf keine Wolke zwiſchen uns ſein. Ihr ſeid ein braver Mann und Gaſparde iſt ein liebes Kind. Gott verhüte, daß etwas Verdecktes Eure Begegnung unlauter mache. Ihr könnt ſchweigen, das trau' ich Euch zu; auch iſt die Sache ruchbar und könnte Euch aus hämiſchem Munde zu Ohren kommen. So hört mich an!

Gaſparde iſt weder meine Tochter, noch meine Nichte; aber ſie iſt bei mir aufgewachſen und gilt als meine Verwandte. Ihre Mutter, die kurze Zeit nach der Geburt des Kindes ſtarb, war die Tochter eines deutſchen Reiteroffiziers, den ſie nach Frankreich begleitet hatte. Gaſpardes Vater aber,“ hier dämpfte er die Stimme, — „iſt Dandelot, des Admirals jüngerer Bruder, deſſen wunderbare Tapferkeit und frühes Ende Euch nicht unbekannt ſein wird. Jetzt wißt Ihr genug. Begrüßt Gaſparde als meine Nichte, ich liebe ſie wie mein eigenes Kind. Im übrigen haltet reinen Mund, und begegnet ihr unbefangen.“

Er ſchwieg und ich brach das Schweigen nicht, denn ich war ganz erfüllt von der Mittheilung des alten Herrn. Jetzt wurden wir, uns beiden nicht unwillkommen, unterbrochen und zum Abendtiſche gerufen, wo mir die holdſelige Gasparde den Platz an ihrer Seite anwies. Als ſie mir den vollen Becher reichte und ihre Hand die meinige berührte, durchrieſelte mich ein Schauer, daß in dieſen jungen Adern das Blut meines Helden rinne. Auch Gasparde fühlte, daß ich ſie mit andern Augen betrachte als kurz vorher, ſie ſann und ein Schatten der Befremdung glitt über ihre Stirne, die aber ſchnell wieder hell wurde, als ſie mir fröhlich erzählte, wie hoch ſich der Schneider Gilbert geehrt fühle mich zu beherbergen.

„Es iſt wichtig," ſagte ſie ſcherzend, „daß Ihr einen chriſtlichen Schneider an der Hand habt, der Euch die Kleider ſtreng nach hugenotiſchem Schnitte verfertigt. Wenn Euch Pathe Coligny, der jetzt beim König ſo hoch in Gunſten ſteht, bei Hofe einführt und die reizenden Fräulein der Königin Mutter Euch umſchwärmen, da wäret Ihr verloren, wenn nicht Eure ernſte Tracht ſie gebührend in Schranken hielte."

Während dieſes heitern Geſpräches vernahmen wir über die Gaſſe, von Pauſen unterbrochen, bald lang gezogene, bald heftig ausgeſtoßene Töne, die den verwehten

Bruchstücken eines rednerischen Vortrags glichen, und als bei einem zufälligen Schweigen ein Satz fast unverletzt an unser Ohr schlug, erhob sich Herr Chatillon unwillig.

„Ich verlasse Euch!" sagte er, „der grausame Hanswurst da drüben verjagt mich." — Mit diesen Worten ließ er uns allein.

„Was bedeutet das?" fragte ich Gasparde.

„Ei," sagte sie, „in der Laurentiuskirche drüben predigt Pater Panigarola. Wir können von unserm Fenster mitten in das andächtige Volk hineinsehn und auch den wunderlichen Pater erblicken. Den Oheim empört sein Gerede, mich langweilt der Unsinn, ich höre gar nicht hin, habe ich ja Mühe in unsrer evangelischen Versammlung, wo doch die lautere Wahrheit gepredigt wird, mit Andacht und Erbauung, wie es dem heiligen Gegenstande geziemt, bis ans Ende aufzuhorchen." —

Wir waren unterdessen ans Fenster getreten, das Gasparde ruhig öffnete.

Es war eine laue Sommernacht und auch die erleuchteten Fenster der Kapelle standen offen. Im schmalen Zwischenraume hoch über uns flimmerten Sterne. Der Pater auf der Kanzel, ein junger blasser Franziskanermönch mit südlich feurigen Augen und zuckendem Mienenspiel, geberdete sich so seltsam heftig, daß er mir erst ein Lächeln abnöthigte; bald aber nahm seine Rede, von der

mir keine Sylbe entging, meine ganze Aufmerkſamkeit in Anſpruch.

„Chriſten,“ rief er, „was iſt die Duldung, welche man von uns verlangt? Iſt ſie chriſtliche Liebe? Nein, ſage ich, dreimal nein! Sie iſt eine fluchwürdige Gleichgültigkeit gegen das Loos unſrer Brüder! Was würdet Ihr von einem Menſchen ſagen, der einen andern am Rande des Abgrunds ſchlummern ſähe und ihn nicht weckte und zurückzöge? Und doch handelt es ſich in dieſem Falle nur um Leben und Sterben des Leibes. Um wie viel weniger dürfen wir, wo ewiges Heil oder Verderben auf dem Spiele ſteht, ohne Grauſamkeit unſern Nächſten ſeinem Schickſal überlaſſen! Wie? es wäre möglich, mit den Ketzern zu wandeln und zu handeln, ohne den Gedanken auftauchen zu laſſen, daß ihre Seelen in tödtlicher Gefahr ſchweben? Gerade unſre Liebe zu ihnen gebietet uns, ſie zum Heil zu überreden und, ſind ſie ſtörriſch, zum Heil zu zwingen, und ſind ſie unverbeſſerlich, ſie auszurotten, damit ſie nicht durch ihr ſchlechtes Beiſpiel ihre Kinder, ihre Nachbarn, ihre Mitbürger in die ewigen Flammen mitreißen! Denn ein chriſtliches Volk iſt ein Leib, von dem geſchrieben ſteht: Wenn dich dein Auge ärgert, ſo reiße es aus! Wenn dich deine rechte Hand ärgert, ſo haue ſie ab und wirf ſie von dir, denn, ſiehe, es iſt dir beſſer, daß eines

deiner Glieder verderbe, als daß dein ganzer Leib in das nie verlöschende Feuer geworfen werde!" —

Dies ungefähr war der Gedankengang des Paters, den er aber mit einer leidenschaftlichen Rhetorik und mit ungezügelten Geberden zu einem wilden Schauspiel verkörperte. War es nun das ansteckende Gift des Fanatismus oder das grelle von oben fallende Lampenlicht, die Gesichter der Zuhörer nahmen einen so verzerrten und, wie mir schien, blutdürstigen Ausdruck an, daß mir auf einmal klar wurde, auf welchem Vulkan wir Hugenoten in Paris stünden.

Gasparde wohnte der unheimlichen Scene fast gleichgültig bei und richtete ihr Auge auf einen schönen Stern, der über dem Dache der Kapelle mild leuchtend aufstieg.

Nachdem der Italiäner seine Rede mit einer Handbewegung geschlossen, die mir eher einer Fluchgeberde als einem Segen zu gleichen schien, begann das Volk in dichtem Gedränge aus der Pforte zu strömen, an deren beiden Seiten zwei große brennende Pechfackeln in eiserne Ringe gesteckt wurden. Ihr blutiger Schein beleuchtete die Heraustretenden und erhellte zeitweise auch Gaspardes Antlitz, die das Volksgewühle mit Neugierde betrachtete, während ich mich in den Schatten zurückgelehnt hatte. Plötzlich sah ich sie erblassen, dann flammte ihr Blick empört auf und als der meinige ihm folgte,

ſah ich einen hohen Mann in reicher Kleidung ihr mit halb herablaſſender halb gieriger Geberde einen Kuß zuwerfen. Gasparde bebte vor Zorn. Sie ergriff meine Hand und indem ſie mich an ihre Seite zog, ſprach ſie mit vor Erregung zitternder Stimme in die Gaſſe hinunter:

„Du beſchimpfſt mich, Memme, weil du mich ſchutzlos glaubſt! Du irrſt dich! Hier ſteht Einer, der dich züchtigen wird, wenn du noch einen Blick wagſt!“ —

Hohnlachend ſchlug der Cavalier, der wenn nicht ihre Rede, doch die ausdrucksvolle Geberde verſtanden hatte, ſeinen Mantel um die Schulter und verſchwand in der ſtrömenden Menge.

Gaspardes Zorn löſte ſich in einen Thränenſtrom auf und ſie erzählte mir ſchluchzend, wie dieſer Elende, der zu dem Hofſtaate des Herzogs von Anjou, des königlichen Bruders, gehöre, ſchon ſeit dem Tage ihrer Ankunft ſie auf der Straße verfolge, wenn ſie einen Ausgang wage und ſich ſogar durch das Begleit ihres Oheims nicht abhalten laſſe, ihr freche Grüße zuzuwerfen.

„Ich mag dem lieben Ohm bei ſeiner erregbaren und etwas ängſtlichen Natur nichts davon ſagen. Es würde ihn beunruhigen, ohne daß er mich beſchützen könnte. Ihr aber ſeid jung und führt einen Degen, ich zähle auf Euch! Die Unziemlichkeit muß um jeden Preis ein Ende nehmen. — Nun lebt wohl, mein Ritter!“ fügte ſie

lächelnd hinzu, während ihre Thränen noch flossen, „und vergeßt nicht, meinem Ohm gute Nacht zu sagen!“ —

Ein alter Diener leuchtete mir in das Gemach seines Herrn, bei dem ich mich beurlaubte.

„Ist die Predigt vorüber?“ fragte der Rath. „In jüngern Tagen hätte mich das Fratzenspiel belustigt; jetzt aber, besonders seit ich in Nimes, wo ich das letzte Jahrzehnd mit Gasparde zurückgezogen gelebt habe, im Namen Gottes Mord und Auflauf anstiften sah, kann ich keinen Volkshaufen um einen aufgeregten Pfaffen versammelt sehen ohne die Beängstigung, das sie nun gleich etwas Verrücktes oder Grausames unternehmen werden. Es fällt mir auf die Nerven.“ —

Als ich die Kammer meiner Herberge betrat, warf ich mich in den alten Lehnstuhl, der außer einem Feldbette ihre ganze Bequemlichkeit ausmachte. Die Erlebnisse des Tages arbeiteten in meinem Kopfe fort und an meinem Herzen zehrte es wie eine zarte aber scharfe Flamme Die Thurmuhr eines nahen Klosters schlug Mitternacht, meine Lampe, die ihr Oel aufgebraucht hatte, erlosch, aber taghell war es in meinem Innern.

Daß ich Gaspardes Liebe gewinnen könne, schien mir nicht unmöglich, Schicksal daß ich es mußte, und Glück, mein Leben dafür einzusetzen.

Fünftes Kapitel.

Am nächsten Morgen zur anberaumten Stunde stellte ich mich bei dem Admiral ein und fand ihn in einem abgegriffenen Taschenbuche blätternd.

„Dies sind," begann er, „meine Aufzeichnungen aus dem Jahre siebenundfünfzig, in welchem ich St. Quentin vertheidigte und mich dann den Spaniern ergeben mußte. Da steht unter den tapfersten meiner Leute, mit einem Kreuze bezeichnet, der Name Sadow, mir dünkt, es war ein Deutscher. Sollte dieser Name mit dem Eurigen derselbe sein?" —

„Kein andrer als der Name meines Vaters! Er hatte die Ehre, unter Euch zu dienen und vor Euern Augen zu fallen." —

„Nun denn," fuhr der Admiral fort, „das bestärkt mich in dem Vertrauen, das ich in Euch setze. Ich bin von Leuten, mit denen ich lange zusammenlebte, verrathen

worden, Euch trau' ich auf den ersten Anblick und ich glaube, er wird mich nicht betrügen." —

Mit diesen Worten ergriff er ein Papier, das mit seiner großen Handschrift von oben bis unten bedeckt war: „Schreibt mir das ins Reine, und wenn Ihr Euch daraus über manches unterrichtet, das Euch das Gefährliche unsrer Zustände zeigt, so laßt's Euch nicht anfechten. Alles Große und Entscheidende ist ein Wagniß. Setzt Euch und schreibt." —

Was mir der Admiral übergeben hatte, war ein Memorandum, das er an den Prinzen von Oranien richtete. Mit steigendem Interesse folgte ich dem Gange der Darstellung, die mit der größten Klarheit, wie sie dem Admiral eigen war, sich über die Zustände von Frankreich verbreitete. Den Krieg mit Spanien um jeden Preis und ohne jeden Aufschub herbeizuführen, dies, schrieb der Admiral, ist unsre Rettung. Alba ist verloren, wenn er von uns und von Euch zugleich angegriffen wird. Mein Herr und König will den Krieg; aber die Guisen arbeiten mit aller Anstrengung dagegen; die katholische Meinung, von ihnen aufgestachelt, hält die französische Kriegslust im Schach, und die Königin Mutter, welche den Herzog von Anjou dem Könige auf unnatürliche Weise vorzieht, will nicht, daß dieser ihren Liebling verdunkle, indem er sich im Feld auszeichnet

wonach mein Herr und König Verlangen trägt, und was ich ihm als treuer Unterthan gönne und, so viel an mir liegt, verschaffen möchte.

Mein Plan ist folgender: Eine hugenotische Freischaar ist in diesen Tagen in Flandern eingefallen. Kann sie sich gegen Alba halten — und dies hängt zum großen Theil davon ab, daß Ihr gleichzeitig den spanischen Feldherrn von Holland her angreift — so wird dieser Erfolg den König bewegen, alle Hindernisse zu überwinden und entschlossen vorwärts zu gehn. Ihr kennt den Zauber eines ersten Gelingens.

Ich war mit dem Schreiben zu Ende, als ein Diener erschien und dem Admiral etwas zuflüsterte. Ehe dieser Zeit hatte, sich von seinem Sitze zu erheben, trat ein sehr junger Mann von schlanker, kränklicher Gestalt heftig erregt ins Gemach und eilte mit den Worten auf ihn zu:

„Guten Morgen, Väterchen! Was giebt es Neues? Ich verreite auf einige Tage nach Fontainebleau. Habt Ihr Nachricht aus Flandern?“ Jetzt wurde er meiner gewahr und auf mich hindeutend frug er herrisch: „Wer ist der da?“ —

„Mein Schreiber, Sire, der sich gleich entfernen wird, wenn Eure Majestät es wünscht.“ —

„Weg mit ihm!“ rief der junge König, „ich will

nicht belauscht sein, wenn ich Staatsgeschäfte behandle! Vergeßt Ihr, daß wir von Spähern umstellt sind? — Ihr seid zu arglos, lieber Admiral!"

Jetzt warf er sich in einen Lehnstuhl und starrte ins Leere; dann, plötzlich aufspringend, klopfte er Coligny auf die Schulter und als hätte er mich, dessen Entfernung er eben gefordert, vergessen, brach er in die Worte aus:

„Bei den Eingeweiden des Teufels! wir erklären seiner katholischen Majestät nächstens den Krieg!" Nun aber schien er wieder in den frühern Gedankengang zurückzufallen, denn er flüsterte mit geängstigter Miene: „Neulich noch, erinnert Ihr Euch? als wir Beide in meinem Kabinet Rath hielten, da raschelte es hinter der Tapete. Ich zog den Degen, wißt Ihr? und durchstach sie zweimal, dreimal! Da hob sie sich, und wer trat darunter hervor? Mein lieber Bruder, der Herzog von Anjou mit einem Katzenbuckel!" Hier machte der König eine nachahmende Geberde und brach in unheimliches Lachen aus. „Ich aber," fuhr er fort, „maß ihn mit einem Blicke, den er nicht ertragen konnte und der ihn flugs aus der Thüre trieb."

Hier nahm das bleiche Antlitz einen Ausdruck so wilden Hasses an, daß ich es erschrocken anstarrte.

Coligny, für den ein solcher Auftritt wohl nichts Un-

gewöhnliches hatte, dem aber die Gegenwart eines Zeugen peinlich sein mochte, entfernte mich mit einem Winke.

„Ich sehe, Eure Arbeit ist vollendet," sagte er, „auf Wiedersehen morgen." —

Während ich meinen Heimweg einschlug, ergriff mich ein unendlicher Jammer. Dieser unklare Mensch also war es, von dem die Entscheidung der Dinge abhing. — Wo sollte bei so knabenhafter Unreife und flackernder Leidenschaftlichkeit die Stätigkeit des Gedankens, die Festigkeit des Entschlusses herkommen? Konnte der Admiral für ihn handeln? Aber wer bürgte dafür, daß nicht andere, feindliche Einflüsse sich in der nächsten Stunde schon dieses verworrenen Gemüthes bemächtigten! Ich fühlte, daß nur dann Sicherheit war, wenn Coligny in seinem König eine selbstbewußte Stütze fand; besaß er in ihm nur ein Werkzeug, so konnte ihm dieses morgen entrissen werden.

In so böse Zweifel verstrickt, verfolgte ich meinen Weg, als sich eine Hand auf meine Schulter legte. Ich wandte mich und blickte in das wolkenlose Gesicht meines Landsmannes Boccard, der mich umhalste und mit den lebhaftesten Freudenbezeugungen begrüßte.

„Willkommen, Schadau, in Paris!" rief er, „Ihr seid, wie ich sehe, müßig, das bin ich auch, und da der König eben verritten ist, so müßt Ihr mit mir kommen,

ich will Euch das Louvre zeigen. Ich wohne dort, da meine Compagnie die Wache der innern Gemächer hat. — Es wird Euch hoffentlich nicht beläſtigen," fuhr er fort, da er in meinen Mienen kein ungemiſchtes Vergnügen über ſeinen Vorſchlag las, „mit einem königlichen Schweizer Arm in Arm zu gehn? Da ja Euer Abgott Coligny die Verbrüderung der Parteien wünſcht, ſo würde ihm das Herz im Leibe lachen ob der Freundſchaft ſeines Schreibers mit einem Leibgardiſten."

„Wer hat Euch geſagt" . . . unterbrach ich ihn erſtaunt —

„Daß Ihr des Admirals Schreiber ſeid?" lachte Beccard. „Guter Freund, am Hofe wird mehr geſchwatzt, als billig iſt! Heute morgen beim Ballſpiel war unter den hugenotiſchen Hofleuten die Rede von einem Deutſchen, der bei dem Admiral Gunſt gefunden hätte, und aus einigen Aeußerungen über die fragliche Perſönlichkeit erkannte ich zweifellos meinen Freund Schadau. Es iſt nur gut, daß Euch jenes Mal Blitz und Donner in die drei Lilien zurückſagten, ſonſt wären wir uns fremd geblieben, denn Eure Landsleute im Louvre hättet ihr wohl ſchwerlich aus freien Stücken aufgeſucht! Mit dem Hauptmann Pfyffer muß ich Euch gleich bekannt machen!"

Dies verbat ich mir, da Pfyffer nicht nur als ausgezeichneter Soldat, ſondern auch als fanatiſcher Katholik

berühmt war, willigte aber gern ein, mit Boccard das Innere des Louvre zu beſichtigen, da ich den viel geprieſenen Bau bis jetzt nur von außen betrachtet hatte.

Wir ſchritten nebeneinander durch die Straßen und das freundliche Geplauder des lebensluſtigen Fryburgers war mir willkommen, da es mich von meinen ſchweren Gedanken erlöſte.

Bald betraten wir das franzöſiſche Königsſchloß, das damals zur Hälfte aus einem finſtern mittelalterlichen Kaſtell, zur andern Hälfte aus einem neuen großartig prächtigen Palaſt beſtand, den die Mediceerin hatte aufführen laſſen. Dieſe Miſchung zweier Zeiten vermehrte in mir den Eindruck, der mich, ſeit ich Paris betreten, nie verlaſſen hatte, den Eindruck des Schwankenden, Ungleichartigen, der ſich widerſprechenden und mit einander ringenden Elemente.

Nachdem wir viele Gänge und eine Reihe von Gemächern durchſchritten hatten, deren Verzierung in keckem Steinwerke und oft ausgelaſſener Malerei meinem proteſtantiſchen Geſchmacke fremd und zuweilen ärgerlich war, Boccard aber herzlich beluſtigte, öffnete mir dieſer ein Kabinet mit den Worten: „Dies iſt das Studirzimmer des Königs.“ —

Da herrſchte eine gräuliche Unordnung. Der Boden war mit Notenheften und aufgeblätterten Büchern beſtreut.

An den Wänden hingen Waffen. Auf dem koſtbaren Marmortiſche lag ein Waldhorn.

Ich begnügte mich von der Thüre aus einen Blick in dies Chaos zu werfen, und weitergehend frug ich Boccard, ob der König muſikaliſch ſei.

„Er bläſt herzzerreißend," erwiederte dieſer, „oft ganze Vormittage hindurch und, was ſchlimmer iſt, ganze Nächte, wenn er nicht hier nebenan," er wies auf eine andere Thüre, „vor dem Ambos ſteht und ſchmiedet, daß die Funken ſtieben. Jetzt aber ruhen Waldhorn und Hammer. Er iſt mit dem jungen Chateauguyon eine Wette eingegangen, welchem von ihnen es zuerſt gelinge, den Fuß im Munde das Zimmer auf und nieder zu hüpfen. Das giebt ihm nun unglaublich zu thun." —

Da Boccard ſah, wie ich traurig wurde und es ihm auch ſonſt paſſend ſcheinen mochte, das Geſpräch über das gekrönte Haupt Frankreichs abzubrechen, lud er mich ein, mit ihm das Mittagsmal in einem nicht weit entlegenen Gaſthauſe einzunehmen, das er mir als ganz vorzüglich ſchilderte.

Um abzukürzen ſchlugen wir eine enge lange Gaſſe ein. Zwei Männer ſchritten uns vom andern Ende derſelben entgegen.

„Sieh," ſagte mir Boccard, „dort kommt Graf Guiche, der berüchtigte Damenfänger und der größte

Rauſer vom Hofe, und neben ihm — wahrhaftig — das iſt Lignerolles! Wie darf ſich der am hellen Tage blicken laſſen, da er doch ein vollgültiges Todesurtheil auf dem Halſe hat!" —

Ich blickte hin und erkannte in dem vornehmern der Bezeichneten den Unverſchämten, der geſtern Abend im Scheine der Fackeln Gasparde mit frecher Geberde beleidigt hatte. Auch er ſchien ſich meiner näherſchreitend zu erinnern, denn ſein Auge blieb unverwandt auf mir haften. Wir hatten die halbe Breite der engen Gaſſe inne, die andere Hälfte den uns entgegen Kommenden frei laſſend. Da Boccard und Lignerolles auf der Mauerſeite gingen, mußten der Graf und ich hart an einander vorüber.

Plötzlich erhielt ich einen Stoß und hörte den Grafen ſagen: „Gieb Raum, verdammter Hugenot!"

Außer mir wandte ich mich nach ihm um, da rief er lachend zurück: „Willſt du dich auf der Gaſſe ſo breit machen wie am Fenſter?"

Ich wollte ihm nachſtürzen, da umſchlang mich Boccard und beſchwor mich: „Nur hier keine Scene! In dieſen Zeiten würden wir in einem Augenblicke den Pöbel von Paris hinter uns her haben, und, da ſie Dich an Deinem ſteifen Kragen als Hugenoten erkennen würden, wärſt Du unzweifelhaft verloren! Daß Du Genugthuung er-

halten mußt, versteht sich von selbst. Du überlässest mir die Sache, und ich will froh sein, wenn sich der vornehme Herr zu einem ehrlichen Zweikampfe versteht. Aber an dem Schweizernamen darf keine Makel haften und wenn ich mit dem Deinigen auch mein Leben einsetzen müßte! —

„Jetzt sage mir um aller Heiligen willen, bist Du mit Guiche bekannt? Hast Du ihn gegen Dich aufgebracht? Doch nein, das ist ja nicht möglich! Der Taugenichts war übler Laune und wollte sie an Deiner Hugenotentracht auslassen."

Unterdessen waren wir in das Gasthaus eingetreten, wo wir rasch und in gestörter Stimmung unser Mal hielten.

„Ich muß meinen Kopf zusammenhalten," sagte Boccard, „denn ich werde mit dem Grafen einen harten Stand haben."

Wir trennten uns und ich kehrte in meine Herberge zurück, Boccard versprechend, ihn dort zu erwarten. Nach Verlauf von zwei Stunden trat er in meine Kammer mit dem Ausrufe: „Es ist gut abgelaufen! Der Graf wird sich mit Dir schlagen morgen bei Tagesanbruch vor dem Thore St. Michel. Er empfing mich nicht unhöflich, und als ich ihm sagte, Du wärest von gutem Hause, meinte er, es sei jetzt nicht der

Augenblick Deinen Stammbaum zu unterſuchen, was er kennen zu lernen wünſche ſei Deine Klinge."

„Und wie ſteht es damit?" fuhr Boccard fort, „ich bin ſicher, daß Du ein methodiſcher Fechter biſt, aber ich fürchte, Du biſt langſam, langſam, zumal einem ſo raſchen Teufel gegenüber."

Boccards Geſicht nahm einen beſorgten Ausdruck an und nachdem er nach ein paar Uebungsklingen gerufen — es befand ſich zu ebener Erde neben meinem Gaſthauſe ein Fechtſaal — gab er mir eine derſelben in die Hand und ſagte: „Nun zeige Deine Künſte!" —

Nach einigen Gängen, die ich im gewohnten Tempo durchfocht, während Boccard mich vergeblich mit dem Rufe: Schneller, ſchneller! anfeuerte, warf er ſeine Klinge weg und ſtellte ſich ans Fenſter um eine Thräne vor mir zu verbergen, die ich aber ſchon hervordringen geſehn hatte.

Ich trat zu ihm und legte meine Hand auf ſeine Schulter.

„Boccard," ſagte ich, „betrübe Dich nicht. Alles iſt vorherbeſtimmt. Iſt meine Todesſtunde auf morgen geſtellt, ſo bedarf es nicht der Klinge des Grafen um meinen Lebensfaden zu zerſchneiden. Iſt es nicht ſo, wird mir ſeine gefährliche Waffe nichts anhaben können." —

„Mache mich nicht ungeduldig!" verſetzte er, ſich raſch

nach mir umdrehend. „Jede Minute der Frist, die uns bleibt, ist kostbar und muß benützt werden — nicht zum Fechten, denn in der Theorie bist Du unsträflich und Dein Phlegma," hier seufzte er, „ist unheilbar. Es giebt nur ein Mittel Dich zu retten. Wende Dich an unsre liebe Frau von Einsiedeln, und wirf mir nicht ein, Du seist Protestant — einmal ist keinmal! Muß es sie nicht doppelt rühren, wenn einer der Abtrünnigen sein Leben in ihre Hände befiehlt! Du hast jetzt noch Zeit für Deine Rettung viele Ave Maria zu sprechen, und glaube mir, die Gnadenmutter wird Dich nicht im Stiche lassen! Ueberwinde Dich, lieber Freund, und folge meinem Rathe." —

„Laß mich in Ruhe, Boccard!" versetzte ich über seine wunderliche Zumuthung ungehalten und doch von seiner Liebe gerührt.

Er aber drang noch eine Weile vergeblich in mich. Dann ordneten wir das Nothwendige für morgen und er nahm Abschied.

In der Thüre wandte er sich noch einmal zurück und sagte: „Nur einen Stoßseufzer, Schadau, vor dem Einschlafen!" —

Sechstes Kapitel.

Am nächsten Morgen wurde ich durch eine rasche Berührung aus dem Schlafe geweckt. Boccard stand vor meinem Lager.

„Auf!“ rief er, „es eilt, wenn wir nicht zu spät kommen sollen! Ich vergaß gestern dir zu sagen, von wem der Graf sich sekundiren läßt, — von Lignerolles. Ein Schimpf mehr, wenn du willst! Aber es hat den Vortheil daß im Falle du —“ er seufzte — „deinen Gegner ernstlich verwunden solltest, dieser ehrenwerthe Sekundant gewiß reinen Mund halten wird, da er tausend gute Gründe hat, die öffentliche Aufmerksamkeit in keiner Weise auf sich zu ziehn.“ —

Während ich mich ankleidete bemerkte ich wohl, daß dem Freund eine Bitte auf dem Herzen lag, die er mit Mühe niederkämpfte.

Ich hatte mein noch in Bern verfertigtes, nach Schweizersitte auf beiden Seiten mit derben Taschen

versehenes Reisewams angezogen und drückte meinen breitkrämpigen Filz in die Stirne, als mich Boccard auf einmal in großer Gemüthsbewegung heftig umhalste und, nachdem er mich geküßt, seinen Lockenkopf an meine Brust lehnte. Diese überschwengliche Theilnahme erschien mir unmännlich und ich drückte das duftende Haupt mit beiden Händen beschwichtigend weg. Mir däuchte, daß sich Boccard in diesem Augenblicke etwas an meinem Wams zu schaffen machte; aber ich gab nicht weiter darauf Acht, da die Zeit drängte.

Wir gingen schweigend durch die morgenstillen Gassen, während es leise zu regnen anfing, durchschritten das Thor, das eben geöffnet worden war, und fanden in kleiner Entfernung vor demselben einen mit verfallenden Mauern umgebenen Garten. Diese verlassene Stätte war zu der Begegnung ausersehn.

Wir traten ein und erblickten Guiche mit Lignerolles, die unser harrend zwischen den Buchenhecken des Hauptganges auf und niederschritten. Der Graf grüßte mich mit spöttischer Höflichkeit. Boccard und Lignerolles traten zusammen, um Kampfstelle und Waffen zu regeln.

„Der Morgen ist kühl," sagte der Graf, „ist es Euch genehm, so fechten wir im Wams." —

„Der Herr ist nicht gepanzert?" warf Lignerolles

hin, indem er eine taſtende Bewegung nach meiner Bruſt machte.

Guiche bedeutete ihn mit einem Blicke, es zu laſſen.

Zwei lange Stoßklingen wurden uns geboten. Der Kampf begann und ich merkte bald, daß ich einem an Behendigkeit mir überlegenen und dabei völlig kaltblütigen Gegner gegenüber ſtehe. Nachdem er meine Kraft mit einigen ſpielenden Stößen wie auf dem Fechtboden geprüft hatte, wich ſeine nachläſſige Haltung. Es wurde tödtlicher Ernſt. Er zeigte Quart und ſtieß Sekunde in beſchleunigtem Tempo. Meine Parade kam genau noch rechtzeitig: wiederholte er dieſelben Stöße um eine Kleinigkeit raſcher, ſo war ich verloren. Ich ſah ihn befriedigt lächeln und machte mich auf mein Ende gefaßt.

Blitzſchnell kam der Stoß, aber die geſchmeidige Stahlklinge bog ſich hoch auf, als träfe ſie einen harten Gegenſtand, ich parirte, führte den Nachſtoß und rannte dem Grafen, der, ſeiner Sache ſicher, weit ausgefallen war, meinen Degen durch die Bruſt. Er verlor die Farbe, wurde aſchfahl, ließ die Waffe ſinken und brach zuſammen.

Lignerolles beugte ſich über den Sterbenden, während Boccard mich von hinnen zog.

Wir folgten dem Umkreiſe der Stadtmauer in flüchtiger Eile bis zum zweitnächſten Thore, wo Boccard

mit mir in eine kleine ihm bekannte Schenke trat. Wir durchschritten den Flur und ließen uns hinter dem Hause unter einer dicht überwachsenen Laube nieder. Noch war in der feuchten Morgenfrühe alles wie ausgestorben. Der Freund rief nach Wein, der uns nach einer Weile von einem verschlafenen Schenkmädchen gebracht wurde. Er schlürfte in behaglichen Zügen, während ich den Becher unberührt vor mir stehen ließ. Ich hatte die Arme über der Brust gekreuzt und senkte das Haupt. Der Todte lag mir auf der Seele.

Boccard forderte mich zum Trinken auf, und nachdem ich ihm zu Gefallen den Becher geleert hatte, begann er:

„Ob nun gewisse Leute ihre Meinung ändern werden über unsre liebe Frau von Einsiedeln?“ —

„Laß mich zufrieden!“ versetzte ich unwirsch, „was hat den sie damit zu schaffen, daß ich einen Menschen getödtet?“ —

„Mehr als du denkst!“ erwiederte Boccard mit einem vorwurfsvollen Blicke. „Daß du hier neben mir sitzest, hast du nur ihr zu danken! Du bist ihr eine dicke Kerze schuldig!“ —

Ich zuckte die Achseln.

„Ungläubiger!“ rief er, und zog, in meine linke Brusttasche langend, triumphirend das Medaillon daraus

hervor, welches er um den Hals zu tragen pflegte, und das er heute morgen während seiner heftigen Umarmung mir heimlich in das Wams geschoben haben mußte.

Jetzt fiel es mir wie eine Binde von den Augen.

Die silberne Münze hatte den Stoß aufgehalten, der mein Herz durchbohren sollte. Mein erstes Gefühl war zornige Scham, als ob ich ein unehrliches Spiel getrieben und entgegen den Gesetzen des Zweikampfes meine Brust geschützt hätte. Darein mischte sich der Groll, einem Götzenbilde mein Leben zu schulden.

„Läge ich doch lieber todt," murmelte ich, „als daß ich bösem Aberglauben meine Rettung verdanken muß!" —

Aber allmälig lichteten sich meine Gedanken. Gasparde trat mir vor die Seele und mit ihr alle Fülle des Lebens. Ich war dankbar für das neu geschenkte Sonnenlicht, und als ich wieder in die freudigen Augen Boccards blickte, brachte ich es nicht über mich, mit ihm zu hadern, so gern ich es gewollt hätte. Sein Aberglaube war verwerflich, aber seine Freundestreue hatte mir das Leben gerettet.

Ich nahm von ihm mit Herzlichkeit Abschied und eilte ihm voraus durch das Thor und quer durch die Stadt nach dem Hause des Admirals, der mich zu dieser Stunde erwartete.

Hier brachte ich den Vormittag am Schreibtische zu,

diesmal mit der Durchsicht von Rechnungen beauftragt, die sich auf die Ausrüstung der nach Flandern geworfenen hugenotischen Freischaar bezogen. Als der Admiral in einem freien Augenblicke zu mir trat, wagte ich die Bitte, er möchte mich nach Flandern schicken um an dem Einfalle theilzunehmen und ihm rasche und zuverlässige Nachricht von dem Verlaufe desselben zu senden.

„Nein, Schadau," antwortete er kopfschüttelnd, „ich darf Euch nicht Gefahr laufen lassen, als Freibeuter behandelt zu werden und am Galgen zu sterben. Etwas anderes ist es, wenn Ihr nach erklärten Feindseligkeiten an meiner Seite fallen solltet. Ich bin es Euerm Vater schuldig, Euch keiner andern Gefahr auszusetzen, als einem ehrlichen Soldatentode!" —

Es mochte ungefähr Mittag sein, als sich das Vorzimmer in auffallender Weise füllte und ein immer erregter werdendes Gespräch hörbar wurde.

Der Admiral rief seinen Schwiegersohn, Teligny, herein, der ihm berichtete, Graf Guiche sei diesen Morgen im Zweikampfe gefallen, sein Sekundant, der verrufene Lignerolles, habe die Leiche vor dem Thore St. Michel durch die gräfliche Dienerschaft abholen lassen und ihr, bevor er sich flüchtete, nichts anderes zu sagen gewußt, als daß ihr Herr durch die Hand eines ihm unbekannten Hugenoten gefallen sei.

Coligny zog die Brauen zusammen und brauste auf: „Habe ich nicht streng untersagt — habe ich nicht gedroht, gefleht, beschworen, daß keiner unsrer Leute in dieser verhängnißvollen Zeit einen Zwist beginne oder aufnehme, der zu blutigem Entscheide führen könnte! Ist der Zweikampf an sich schon eine That, die kein Christ ohne zwingende Gründe auf sein Gewissen laden soll, so wird er in diesen Tagen, wo ein ins Pulverfaß springender Funke uns Alle verderben kann, zum Verbrechen an unsern Glaubensgenossen und am Vaterlande.“ —

Ich blickte von meinen Rechnungen nicht auf und war froh, als ich die Arbeit zu Ende gebracht hatte. Dann ging ich in meine Herberge und ließ mein Gepäck in das Haus des Schneiders Gilbert bringen.

Ein kränklicher Mann mit einem furchtsamen Gesichtchen geleitete mich unter vielen Höflichkeiten in das mir bestimmte Zimmer. Es war groß und luftig und überschaute, das oberste Stockwerk des Hauses bildend, den ganzen Stadttheil, ein Meer von Dächern, aus welchem Thurmspitzen in den Wolkenhimmel aufragten.

„Hier seid Ihr sicher!“ sagte, Gilbert mit feiner Stimme und zwang mir damit ein Lächeln ab.

„Mich freut es,“ erwiederte ich, „bei einem Glaubensbruder Herberge zu nehmen.“ —

„Glaubensbruder?“ lispelte der Schneider, „sprecht

nicht so laut, Herr Hauptmann. Es ist wahr, ich bin ein evangelischer Christ, und — wenn es nicht anders sein kann — will ich auch für meinen Heiland sterben; aber verbrannt werden, wie es mit Dubourg auf dem Greveplatze geschah! — ich sah damals als kleiner Knabe zu — hu, davor hab' ich einen Schauder!" —

„Habt keine Angst," beruhigte ich, „diese Zeiten sind vorüber, und das Friedensedikt gewährleistet uns Allen freie Religionsübung."

„Gott gebe, daß es dabei bleibe!" seufzte der Schneider. „Aber Ihr kennt unsern Pariser Pöbel nicht. Das ist ein wildes und ein neidisches Volk und wir Hugenoten haben das Privilegium sie zu ärgern. Weil wir eingezogen, züchtig und rechtschaffen leben, so werfen sie uns vor, wir wollen uns als die Bessern von ihnen sondern; aber, gerechter Himmel! wie ist es möglich die zehn Gebote zu halten und sich nicht vor ihnen auszuzeichnen!"

Mein neuer Hauswirth verließ mich und bei der einbrechenden Dämmerung ging ich hinüber in die Wohnung des Parlamentraths. Ich fand ihn höchst niedergeschlagen.

„Ein böses Verhängniß waltet über unsrer Sache," hub er an. „Wißt Ihr es schon, Schadau? Ein vornehmer Höfling, Graf Guiche, ward diesen Morgen im

Zweikampfe von einem Hugenoten erſtochen. Ganz Paris iſt voll davon und ich denke, Pater Panigarola wird die Gelegenheit nicht verſäumen, auf uns Alle als auf eine Genoſſenſchaft von Mördern hinzuweiſen und ſeinen tugendhaften Gönner — denn Guiche war ein eifriger Kirchgänger — in einer ſeiner wirkungsvollen Abendpredigten als Märtyrer des katholiſchen Glaubens auszurufen . . . . . Der Kopf ſchmerzt mich, Schadau, und ich will mich zur Ruhe begeben. Laßt Euch von Gasparde den Abendtrunk kredenzen."

Gasparde ſtand während dieſes Geſprächs neben dem Sitze des alten Herrn, auf deſſen Rückenlehne ſie ſich wie nachdenkend ſtützte. Sie war heute ſehr blaß und tiefernſt blickten ihre großen blauen Augen.

Als wir allein waren, ſtanden wir uns einige Augenblicke ſchweigend gegenüber. Jetzt ſtieg der ſchlimme Verdacht in mir auf, daß ſie, die ſelbſt mich zu ihrer Vertheidigung aufgefordert, nun vor dem Blutbefleckten ſchaudernd zurücktrete. Die ſeltſamen Umſtände, die mich gerettet hatten und die ich Gasparde nicht mittheilen konnte, ohne ihr calviniſtiſches Gefühl ſchwer zu verletzen, verwirrten mein Gewiſſen mehr, als die nach Mannesbegriffen leichte Blutſchuld es belaſtete. Gasparde fühlte mir an, daß meine Seele beſchwert war, und konnte den Grund davon allein in der Tödtung des Grafen und den

daraus unſrer Partei erwachſenden Nachtheilen ſuchen.

Nach einer Weile ſagte ſie mit gepreßter Stimme: „Du alſo haſt den Grafen umgebracht?“

„Ich.“ War meine Antwort.

Wieder ſchwieg ſie und ſchien nachzuſinnen. Dann trat ſie mit plötzlichem Entſchluſſe an mich heran, umſchlang mich mit beiden Armen und küßte mich inbrünſtig auf den Mund.

„Was Du immer mit dieſer That auf Dein Gewiſſen geladen haſt,“ ſagte ſie feſt, „ich bin Deine Mitſchuldige. Um meinetwillen haſt Du ſie begangen. Ich bin es, die Dich in Gefahr und vielleicht in Sünde geſtürzt hat. Du haſt Dein Leben für mich eingeſetzt. Ich möchte es Dir vergelten, doch ich kann es nie.“ —

Ich aber faßte ihre beiden Hände und rief: „Gasparde, Du kannſt es. Laß mich, wie heute, ſo morgen und immerdar Dein Beſchützer ſein! Theile mit mir Sicherheit und Gefahr, Schuld und Heil! Eins und untrennbar laß uns ſein bis zum Tode!“

„Eins und untrennbar!“ ſagte ſie.

Siebentes Kapitel.

Seit dem verhängnißvollen Tage, an welchem ich Guiche getödtet und Gaspardes Liebe gewonnen hatte, war ein Monat verſtrichen. Täglich ſchrieb ich im Cabinet des Admirals, der mit meiner Arbeit zufrieden ſchien und mich mit ſteigendem Vertrauen behandelte. Ich fühlte, daß ihm die Innigkeit meines Verhältniſſes zu Gasparde nicht unbekannt geblieben war, ohne daß er es jedoch mit einem Worte berührt hätte.

Während dieſer Zeit hatte ſich die Lage der Proteſtanten in Paris ſichtlich verſchlimmert. Der Einfall in Flandern war mißlungen und der Rückſchlag machte ſich am Hofe nnd in der öffentlichen Stimmung fühlbar. Die Hochzeit des Königs von Navarra mit Karls reizender aber leichtfertiger Schweſter erweiterte die Kluft zwiſchen den beiden Parteien, ſtatt ſie zu überbrücken. Kurz vorher war Jeanne d'Albret, die wegen ihres perſönlichen Werthes von den Hugenoten hoch verehrte Mutter des Navarreſen, plötzlich geſtorben, an Gift, ſo hieß es.

Am Hochzeittage ſelber ſchritt der Admiral, ſtatt der Meſſe beizuwohnen, auf dem Platze vor Notredame in gemeſſenem Gange auf und nieder und ſprach, er der ſonſt ſo Vorſichtige, ein Wort aus, das in bitterſter Feindſeligkeit gegen ihn ausgebeutet wurde. „Notredame,“ ſagte er, „iſt mit den Fahnen behängt, die man uns im Bürgerkriege abgenommen; ſie müſſen weg und ehrenvollere Trophäen an ihre Stelle!“ Damit meinte er ſpaniſche Fahnen, aber das Wort wurde falſch gedeutet.

Coligny ſandte mich mit einem Auftrage nach Orleans, wo deutſche Reiterei lag. Als ich von dort zurückkehrte und meine Wohnung betrat, kam mir Gilbert mit entſtellter Miene entgegen.

„Wißt Ihr ſchon, Herr Hauptmann,“ jammerte er, „daß der Admiral geſtern meuchleriſch verwundet worden iſt, als er aus dem Louvre nach ſeinem Palaſte zurückkehrte? Nicht tödtlich, ſagt man; aber bei ſeinem Alter und der kummervollen Sorge, die auf ihm laſtet, wer kann wiſſen, wie das endet! Und ſtirbt er, was ſoll aus uns werden?“ —

Ich begab mich ſchleunig nach der Wohnung des Admirals, wo ich abgewieſen wurde. Der Pförtner ſagte mir, es ſei hoher Beſuch im Hauſe, der König und die Königin Mutter. Dies beruhigte mich, da ich in meiner Argloſigkeit daraus ſchloß, unmöglich könne Katharina an

der Unthat Antheil haben, wenn ſie ſelbſt das Opfer beſuche. Der König aber, verſicherte der Pförtner, ſei wüthend über den tückiſchen Angriff auf das Leben ſeines väterlichen Freundes.

Jetzt wandte ich meine Schritte zurück nach der Wohnung des Parlamentraths, den ich in lebhaftem Geſpräche mit einer merkwürdigen Perſönlichkeit fand, einem Manne in mittleren Jahren, deſſen bewegtes Geberdenſpiel den Südfranzoſen verrieth und der den St. Michaelsorden trug. Noch nie hatte ich in klugere Augen geblickt. Sie leuchteten von Geiſt und in den zahlloſen Falten und Linien um Augen und Mund bewegte ſich ein unruhiges Spiel ſchalkhafter und ſcharfſinniger Gedanken.

„Gut, daß Ihr kommt, Schadau!“ rief mir der Rath entgegen, während ich unwillkürlich das unſchuldige Antlitz Gaspardes, in dem nur die Lauterkeit einer einfachen und ſtarken Seele ſich ſpiegelte, mit der weltklugen Miene des Gaſtes verglich, „gut daß Ihr kommt! Herr Montaigne will mich mit Gewalt nach ſeinem Schloſſe in Perigord entführen.“ . . . .

„Wir wollen dort den Horaz zuſammen leſen,“ warf der Fremdling ein, „wie wir es vor Zeiten in den Bädern von Aix thaten, wo ich das Vergnügen hatte, den Herrn Rath kennen zu lernen.“ —

„Meint Ihr, Montaigne," fuhr der Rath fort, „ich dürfe die Kinder allein laſſen? Gasparde will ſich nicht von ihrem Pathen und dieſer junge Berner ſich nicht von Gasparde trennen."

„Ei was," ſpottete Herr Montaigne ſich gegen mich verbeugend, „ſie werden, um ſich in der Tugend zu ſtärken, das Buch Tobiä zuſammen leſen!" und den Ton wechſelnd, da er mein ernſtes Geſicht ſah, „Kurz und gut," ſchloß er, „Ihr kommt mit mir, lieber Rath!" —

„Iſt denn eine Verſchwörung gegen uns Hugenoten im Werke?" fragte ich aufmerkſam werdend.

„Eine Verſchwörung?" wiederholte der Gascogner. „Nicht daß ich wüßte! Wenn nicht etwa eine ſolche, wie ſie die Wolken anzetteln, bevor ein Gewitter losbricht. Vier Fünftheile einer Nation von dem letzten Fünftheil zu etwas gezwungen, was ſie nicht wollen — das heißt zum Kriege in Flandern — das kann die Atmoſphäre ſchon elektriſch machen. Und, nehmt es mir nicht übel junger Mann, Ihr Hugenoten verfehlt Euch gegen den erſten Satz der Lebensweisheit: daß man das Volk, unter dem man wohnt, nicht durch Mißachtung ſeiner Sitten beleidigen darf."

„Rechnet Ihr die Religion zu den Sitten eines Volkes?" fragte ich entrüſtet?

„In gewiſſem Sinne, ja," meinte er, „doch diesmal

dachte ich nur an die Gebräuche des täglichen Lebens: Ihr Hugenoten kleidet Euch düſter, tragt ernſthafte Mienen, verſteht keinen Scherz und ſeid ſo ſteif wie Eure Halskragen. Kurz, Ihr ſchließt Euch ab, und das beſtraft ſich in der größten Stadt wie auf dem kleinſten Dorfe! Da verſtehn die Guiſen das Leben beſſer! Eben kam ich vorüber als der Herzog Heinrich vor ſeinem Palaſte abſtieg und den umſtehenden Bürgern die Hände ſchüttelte, luſtig wie ein Franzoſe und gemüthlich wie ein Deutſcher! So iſt es recht! Sind wir ja Alle vom Weibe geboren und iſt doch die Seife nicht theuer!"

Mir ſchien, als ob der Gascogner ſchwere Beſorgniß unter dieſem ſcherzhaften Tone verberge und ich wollte ihn weiter zur Rede ſtellen, als der alte Diener einen Boten des Admirals meldete, welcher mich und Gasparde unverzüglich zu ſich berief.

Gasparde warf einen dichten Schleier über und wir eilten.

Unterwegs erzählte ſie mir, was ſie in meiner Abweſenheit ausgeſtanden. „An Deiner Seite durch einen Kugelregen zu reiten, wäre mir ein Spiel dagegen!" verſicherte ſie. Der Pöbel in unſrer Straße iſt ſo giftig geworden, daß ich das Haus nicht verlaſſen konnte, ohne mit Schimpfworten verfolgt zu werden. Kleidete ich mich nach meinem Stande, ſo ſchrie man mir nach:

Seht die Uebermüthige! Legte ich ſchlichtes Gewand an, ſo hieß es: Seht die Heuchlerin! — Einen Tag, oder eine Woche hielte man das ſchon aus; aber wenn man kein Ende davon abſieht! — Unſere Lage hier in Paris erinnert mich an die jenes Italiäners, den ſein Feind in einen Kerker mit vier kleinen Fenſtern werfen ließ. Als er am nächſten Morgen erwachte, waren deren nur noch drei, am folgenden zwei, am dritten noch eines, kurz, er begriff, daß ſein hölliſcher Feind ihn in eine Maſchine geſperrt hatte, die ſich allmälig in einen erdrückenden Sarg verwandelte." —

Unter dieſen Reden waren wir in die Wohnung des Admirals gelangt, der uns ſogleich zu ſich beſchied.

Er ſaß aufrecht auf ſeinem Lager, den verwundeten linken Arm in der Schlinge, blaß und ermattet. Neben ihm ſtand ein Geiſtlicher mit eisgrauem Barte. Er ließ uns nicht zu Worten kommen.

„Meine Zeit iſt gemeſſen," ſprach er, „hört mich an und gehorcht mir! Du, Gasparde, biſt mir durch meinen theuern Bruder blutverwandt. Es iſt jetzt nicht der Augenblick etwas zu verhüllen das Du weißt und dieſem nicht verborgen bleiben darf. — Deiner Mutter iſt durch einen Franzoſen Unrecht geſchehn; ich will nicht, daß auch Du unſres Volkes Sünden mitbüßeſt. Wir bezahlen, was unſre Väter verſchuldet haben. Du aber ſollſt,

so viel solches an mir liegt, auf deutscher Erde ein frommes und ruhiges Leben führen."

Dann sich zu mir wendend, fuhr er fort: „Schadau, Ihr werdet Eure Kriegsschule nicht unter mir durchmachen. Hier sieht es dunkel aus. Mein Leben geht zur Neige und mein Tod ist der Bürgerkrieg. Mischt Euch nicht darein, ich verbiete es Euch. — Reicht Gasparde die Hand, ich gebe sie Euch zum Weibe. Führt sie ohne Säumniß in Eure Heimat. Verlaßt dieses ungesegnete Frankreich, sobald Ihr meinen Tod erfahrt. Bereitet ihr eine Stätte auf Schweizerboden; dann nehmt Dienste unter dem Prinzen von Oranien und kämpft für die gute Sache!" —

Jetzt winkte er dem Greise und forderte ihn auf, uns zu trauen.

„Macht es kurz," flüsterte er, „ich bin müde und bedarf Ruhe."

Wir ließen uns an seinem Lager auf die Kniee nieder und der Geistliche verrichtete sein Amt, unsre Hände zusammenfügend und die liturgischen Worte aus dem Gedächtnisse sprechend.

Dann segnete uns der Admiral mit seiner ebenfalls verstümmelten Rechten.

„Lebt wohl!" schloß er, legte sich nieder und kehrte sein Antlitz gegen die Wand.

Da wir zögerten, das Gemach zu verlaſſen, hörten wir noch die gleichmäßigen Athemzüge des ruhig Entſchlummerten.

Schweigend und in wunderbarer Stimmung kamen wir zurück und fanden Chatillon noch in lebhaftem Geſpräche mit Herrn Montaigne.

„Gewonnen Spiel!“ jubelte dieſer, „der Papa willigt ein und ich ſelbſt will ihm ſeinen Koffer packen, denn darauf verſtehe ich mich vortrefflich.“ —

„Geht lieber Oheim!“ mahnte Gasparde, „und macht Euch keine Sorge um mich. Das iſt von nun an die Sache meines Gemals.“ Und ſie drückte meine Hand an ihre Bruſt. Auch ich drang in den Rath, mit Montaigne zu verreiſen.

Da mit einem Male, wie wir Alle ihm zuredeten und ihn überzeugt glaubten, fragte er: „Hat der Admiral Paris verlaſſen?“ Und als er hörte, Coligny bleibe und werde trotz des Drängens der Seinigen bleiben, auch wenn ſein Zuſtand die Abreiſe erlauben ſollte, da rief Chatillon mit glänzenden Augen und mit einer feſten Stimme, die ich nicht an ihm kannte:

„So bleibe auch ich! Ich bin im Leben oftmals feig und ſelbſtſüchtig geweſen; ich ſtand nicht zu meinen Glaubensgenoſſen wie ich ſollte; in dieſer letzten Stunde aber will ich ſie nicht verlaſſen.“

Montaigne biß ſich die Lippe. Unſer Aller Zureden fruchtete nun nichts mehr, der Alte blieb bei ſeinem Entſchluſſe.

Jetzt klopfte ihm der Gascogner auf die Schulter und ſagte mit einem Anfluge von Hohn:

„Alter Junge, Du betrügſt Dich ſelbſt, wenn Du glaubſt, daß Du aus Heldenmuth ſo handelſt. Du thuſt es aus Bequemlichkeit. Du biſt zu träge geworden, Dein behagliches Neſt zu verlaſſen ſelbſt auf die Gefahr hin, daß der Sturm es morgen wegfegt. Das iſt auch ein Standpunkt und in Deiner Weiſe haſt Du Recht.“ —

Jetzt verwandelte ſich der ſpöttiſche Ausdruck auf ſeinem Geſichte in einen tief ſchmerzlichen, er umarmte Chatillon, küßte ihn und ſchied eilig.

Der Rath, welcher ſeltſam bewegt war, wünſchte allein zu ſein.

„Verlaßt mich, Schadau!“ ſagte er, mir die Hand drückend, „und kommt heute Abend noch einmal vor Schlafengehn.“ —

Gasparde, die mich begleitete, ergriff unter der Thüre plötzlich das Reiſepiſtol, das noch in meinem Gürtel ſtak.

„Laß das!“ warnte ich. „Es iſt ſcharf geladen.“

„Nein,“ lachte ſie, den Kopf zurückwerfend, „ich behalte es als Unterpfand, daß Du uns dieſen Abend nicht verſäumſt!“ und ſie entfloh damit ins Haus.

Achtes Kapitel.

Auf meinem Zimmer lag ein Brief meines Oheims im gewohnten Format, mit den wohlbekannten altmodischen Zügen überschrieben. Der rothe Abdruck des Siegels mit seiner Devise: Pèlerin et Voyageur! war diesmal unmäßig groß gerathen.

Noch hielt ich das Schreiben uneröffnet in der Hand, als Boccard ohne anzuklopfen hereinstürzte.

„Hast Du Dein Versprechen vergessen, Schadau?“ rief er mir zu.

„Welches Versprechen?“ fragte ich mißmuthig.

„Schön!“ versetzte er mit einem kurzen Lachen, das gezwungen klang. „Wenn das so fortgeht, so wirst Du nächstens Deinen eignen Namen vergessen! Am Vorabende Deiner Abreise nach Orleans, in der Schenke zum Mohren, hast Du mir feierlich gelobt, Dein längst gegebenes Versprechen zu lösen und unsern Landsmann, den Hauptmann Pfyffer, einmal zu begrüßen. Ich lud

Dich dann in seinem Auftrage zu seinem Namensfeste in das Louvre ein.

Heute nun ist Bartholomäustag. Der Hauptmann hat zwar viele Namen, wohl acht bis zehn; da aber unter diesen allen der geschundene Barthel in seinen Augen der größte Heilige und Märtyrer ist, so feiert er als guter Christ diesen Tag in besondrer Weise. Bliebest Du weg, er legte Dir's als hugenotischen Starrsinn aus." —

Ich besann mich freilich, von Boccard häufig mit solchen Einladungen bestürmt worden zu sein und ihn von Woche zu Woche vertröstet zu haben. Daß ich ihm auf heute zugesagt, war mir nicht erinnerlich, aber es konnte sein.

„Boccard," sagte ich, „heute ist mir's ungelegen, Entschuldige mich bei Pfyffer und laß mich zu Hause." —

Nun aber begann er auf die wunderlichste Weise in mich zu dringen, jetzt scherzend und kindischen Unsinn vorbringend, jetzt flehentlich mich beschwörend. Zuletzt fuhr er auf:

„Wie? Hältst Du so Dein Ehrenwort?" — Und unsicher wie ich war, ob ich nicht doch vielleicht mein Wort gegeben, konnte ich diesen Vorwurf nicht auf mir sitzen lassen, und willigte endlich, wenn auch bitter ungern, ein, ihn zu begleiten. Ich marktete, bis er ver-

ſprach in einer Stunde mich freizugeben, und wir gingen nach dem Louvre.

Paris war ruhig. Wir trafen nur einzelne Gruppen von Bürgern, die ſich über den Zuſtand des Admirals flüſternd beſprachen.

Pfyffer hatte ein Gemach zu ebener Erde im großen Hofe des Louvre inne. Ich war erſtaunt, ſeine Fenſter nur ſpärlich erleuchtet zu ſehn und Todtenſtille zu finden ſtatt eines fröhlichen Feſtlärms. Wie wir eintraten, ſtand der Hauptmann allein in der Mitte des Zimmers, vom Kopfe bis zu den Füßen bewaffnet und in eine Depeſche vertieft, die er aufmerkſam zu leſen, ja zu buchſtabiren ſchien, denn er folgte den Zeilen mit dem Zeigefinger der linken Hand. Er wurde meiner anſichtig und, auf mich zutretend, fuhr er mich barſch an:

„Euren Degen, junger Herr! Ihr ſeid mein Gefangener.“ — Gleichzeitig näherten ſich zwei Schweizer, die im Schatten geſtanden hatten. Ich trat einen Schritt zurück.

„Wer giebt Euch ein Recht an mich, Herr Hauptmann?“ — rief ich aus. „Ich bin der Schreiber des Admirals.“

Ohne mich einer Antwort zu würdigen, griff er mit eigner Hand nach meinem Degen und bemächtigte ſich deſſelben. Die Ueberraſchung hatte mich ſo

außer Faſſung gebracht, daß ich an keinen Widerſtand dachte.

„Thut Eure Pflicht!“ befahl Pfyffer. Die beiden Schweizer nahmen mich in die Mitte und ich folgte ihnen wehrlos, einen Blick grimmigen Vorwurfs auf Boccard werfend. Ich konnte mir nichts anders denken, als daß Pfyffer einen königlichen Befehl erhalten habe, mich wegen meines Zweikampfes mit Guiche in Haft zu nehmen.

Zu meinem Erſtaunen wurde ich nur wenige Schritte weit nach der mir wohlbekannten Kammer Boccards geführt. Der eine Schweizer zog einen Schlüſſel hervor und verſuchte zu öffnen, aber vergeblich. Es ſchien ihm in der Eile ein unrechter übergeben worden zu ſein und er ſandte ſeinen Kameraden zurück, um von Boccard, der bei Pfyffer geblieben war, den rechten zu fordern.

In dieſer kurzen Friſt vernahm ich lauſchend die rauhe, ſcheltende Stimme des Hauptmanns: „Euer freches Stücklein kann mich meine Stelle koſten! In dieſer Teufelsnacht wird uns hoffentlich keiner zur Rede ſtellen, doch wie bringen wir morgen den Ketzer aus dem Louvre fort? Die Heiligen mögen mir's verzeihn, daß ich einem Hugenoten das Leben rette, — aber einen Landsmann und Bürger von Bern dürfen wir von dieſen verfluchten Franzoſen auch nicht abſchlachten laſſen, — da habt Ihr wiederum Recht, Boccard . . . .“

Jetzt ging die Thüre auf, ich ſtand in dem dunkeln Gelaß, der Schlüſſel wurde hinter mir gedreht und ein ſchwerer Riegel vorgeſchoben.

Ich durchmaß das mir von manchem Beſuche her wohlbekannte Gemach, in quälenden Gedanken auf und niederſchreitend, während ſich das mit Eiſenſtäben vergitterte, hochgelegene Fenſter allmälig erhellte, denn der Mond ging auf. Der einzige wahrſcheinliche Grund meiner Verhaftung, ich mochte die Sache wenden wie ich wollte, war und blieb der Zweikampf. Unerklärlich waren mir freilich Pfyffers unmuthige letzte Worte; aber ich konnte dieſelben mißhört haben, oder der tapfere Hauptmann war etwas bezecht. Noch unbegreiflicher, ja haarſträubend, erſchien mir das Benehmen Boccards, dem ich nie und nimmer einen ſo ſchmählichen Verrath zugetraut hätte.

Je länger ich die Sache überſann, in deſto beunruhigendere Zweifel und unlösbarere Widerſprüche verſtrickte ich mich.

Sollte wirklich ein blutiger Plan gegen die Hugenoten beſtehn? War das denkbar? Konnte der König, wenn er nicht von Sinnen war, in die Vernichtung einer Partei willigen, deren Untergang ihn zum willenloſen Sklaven ſeiner ehrgeizigen Vettern von Lothringen machen mußte?

Oder war ein neuer Anſchlag auf die Perſon des Admirals geſchmiedet, und wollte man einen ſeiner treuen Diener von ihm entfernen? Aber ich erſchien mir zu unbedeutend, als daß man zuerſt an mich gedacht hätte. Der König hatte heftig gezürnt über die Verwundung des Admirals. Konnte ein Menſch, ohne dem Wahnſinne verfallen zu ſein, von warmer Neigung zu ſtumpfer Gleichgültigkeit oder wildem Haſſe in der Friſt weniger Stunden übergehn?

Während ich ſo meinen Kopf zerarbeitete, ſchrie mein Herz, daß mein Weib mich zu dieſer Stunde erwarte, die Minuten zähle, und ich hier gefangen ſei, ohne ihr Nachricht geben zu können.

Noch immer ſchritt ich auf und nieder, als die Thurmuhr des Louvre ſchlug; ich zählte zwölf Schläge. Es war Mitternacht. Da kam mir der Gedanke, einen Stuhl an das hohe Fenſter zu rücken, in die Niſche zu ſteigen, es zu öffnen und, an die Eiſenſtäbe mich anklammernd, in die Nacht auszuſchauen. Das Fenſter blickte auf die Seine. Alles war ſtill. Schon wollte ich wieder ins Gemach herunterſpringen, als ich meinen Blick noch über mich richtete und vor Entſetzen erſtarrte.

Rechts von mir, auf einem Balkon des erſten Stockwerks, ſo nahe, daß ich ſie faſt mit der Hand erreichen konnte, erblickte ich, vom Mondlicht taghell erleuchtet

drei über das Geländer vorgebeugte, lautlos lauschende Gestalten. Mir zunächst der König mit einem Antlitz, dessen nicht unedle Züge die Angst, die Wuth, der Wahnsinn zu einem Höllenausdruck verzerrten. Kein Fiebertraum kann schrecklicher sein als diese Wirklichkeit. Jetzt da ich das längst Vergangene niederschreibe, sehe ich den Unseligen wieder mit den Augen des Geistes — und ich schaudere. Neben ihm lehnte sein Bruder, der Herzog von Anjou, mit dem schlaffen, weibisch grausamen Gesichtchen und schlotterte vor Furcht. Hinter ihnen, bleich und regungslos, die Gefaßteste von Allen, stand Katharina die Medicäerin mit halbgeschlossenen Augen und fast gleichgültiger Miene.

Jetzt machte der König, wie von Gewissensangst gepeinigt, eine krampfhafte Geberde, als wollte er einen gegebenen Befehl zurücknehmen, und in demselben Augenblicke knallte ein Büchsenschuß, mir schien im Hofe des Louvre.

„Endlich!“ flüsterte die Königin erleichtert und die drei Nachtgestalten verschwanden von der Zinne.

Eine nahe Glocke begann Sturm zu läuten, eine zweite, eine dritte heulte mit; greller Fackelschein glomm auf wie eine Feuersbrunst, Schüsse knatterten und meine gespannte Einbildungskraft glaubte Sterbeseufzer zu vernehmen.

Der Admiral lag ermordet, daran konnte ich nicht mehr zweifeln. Aber was bedeuteten die Sturmglocken, die erſt vereinzelt, dann immer häufiger fallenden Schüſſe, die Mordrufe, die jetzt von fern an mein lauſchendes Ohr drangen? Geſchah das Unerhörte? Wurden alle Hugenoten in Paris gemeuchelt?

Und Gasparde, meine mir vom Admiral anvertraute Gasparde, war mit dem wehrloſen Alten dieſen Schrecken preisgegeben! Das Haar ſtand mir zu Berge, das Blut gerann mir in den Adern. Ich rüttelte an der Thüre aus allen Kräften, die eiſernen Schlöſſer und das ſchwere Eichenholz wichen nicht. Ich ſuchte taſtend nach einer Waffe, nach einem Werkzeuge um ſie zu ſprengen und fand keines. Ich ſchlug mit den Fäuſten, ſtieß mit den Füßen gegen die Thüre und ſchrie nach Befreiung, — draußen im Gange blieb es todtenſtill.

Wieder ſchwang ich mich auf in die Fenſterniſche und rüttelte wie ein Verzweifelter an dem Eiſengitter, es war nicht zu erſchüttern.

Ein Fieberfroſt ergriff mich und meine Zähne ſchlugen auf einander. Dem Wahnſinne nahe warf ich mich auf Boccards Lager und wälzte mich in tödtlicher Bangigkeit. Endlich als der Morgen zu grauen begann, verfiel ich in einen Zuſtand zwiſchen Wachen und Schlummern, der ſich nicht beſchreiben läßt. Ich meinte

mich noch an die Eisenstäbe zu klammern und hinaus zu blicken auf die rastlos flutende Seine. Da plötzlich erhob sich aus ihren Wellen ein halbnacktes, vom Mondlichte beglänztes Weib, eine Flußgöttin auf ihre sprudelnde Urne gestützt, wie sie in Fontainebleau an den Wasserkünsten sitzen, und begann zu sprechen. Aber ihre Worte richteten sich nicht an mich, sondern an eine Steinfrau, die dicht neben mir die Zinne trug, auf welcher die drei fürstlichen Verschwörer gestanden.

„Schwester," frug sie aus dem Flusse, „weißt vielleicht du warum sie sich morden? Sie werfen mir Leichnam auf Leichnam in mein strömendes Bett und ich bin schmierig von Blut. Pfui, pfui! Machen vielleicht die Bettler, die ich abends ihre Lumpen in meinem Wasser waschen sehe, den Reichen den Garaus?" . . . .

„Nein," raunte das steinerne Weib, „sie morden sich, weil sie nicht einig sind über den richtigen Weg zur Seligkeit." — Und ihr kaltes Antlitz verzog sich zum Hohn, als belache sie eine ungeheure Dummheit . . . . .

In diesem Augenblicke knarrte die Thüre, ich fuhr auf aus meinem Halbschlummer und erblickte Boccard, blaß und ernst wie ich ihn noch nie gesehn hatte, und hinter ihm zwei seiner Leute, von welchen einer einen Laib Brot und eine Kanne Wein trug.

„Um Gotteswillen, Boccard," rief ich und stürzte

ihm entgegen, „was ist heute Nacht vorgegangen? . . . Sprich!“

Er ergriff meine Hand und wollte sich zu mir auf das Lager setzen. Ich sträubte mich und beschwor ihn zu reden.

„Beruhige Dich!“ sagte er. „Es war eine schlimme Nacht. Wir Schweizer können nichts dafür, der König hat es befohlen.“ —

„Der Admiral ist todt?“ frug ich, ihn starr ansehend.

Er bejahte mit einer Bewegung des Hauptes.

„Und die andern hugenotischen Führer?“ —

„Todt. Wenn nicht der eine oder andere, wie der Navarrese, durch besondere Gunst des Königs verschont blieb.“ —

„Ist das Blutbad beendigt?“ —

„Nein, noch wüthet es fort in den Straßen von Paris. Kein Hugenot darf am Leben bleiben.“ —

Jetzt zuckte mir der Gedanke an Gasparde wie ein glühender Blitz durchs Gehirn und alles andere verschwand im Dunkel.

„Laß mich!“ schrie ich. „Mein Weib! mein armes Weib!“ —

Beccard sah mich erstaunt und fragend an. „Dein Weib? Bist Du verheiratet?“ —

„Gieb Raum, Unseliger!“ rief ich und warf mich

auf ihn, der mir den Ausweg vertrat. Wir rangen miteinander und ich hätte ihn übermannt, wenn nicht einer seiner Schweizer ihm zu Hilfe gekommen wäre, indeß der andere die Thüre bewachte.

Ich wurde auf das Knie niedergedrückt.

„Boccard!“ stöhnte ich. „Im Namen des barmherzigen Gottes — bei Allem, was Dir theuer ist — bei dem Haupte Deines Vaters — bei der Seligkeit Deiner Mutter — erbarm Dich meiner und laß mich frei! Ich sage Dir, Mensch, daß mein Weib da draußen ist — daß sie vielleicht in diesem Augenblicke gemordet — daß sie vielleicht in diesem Augenblicke mißhandelt wird! Oh, oh!“ — und ich schlug mit geballter Faust gegen die Stirn.

Boccard erwiederte begütigend, wie man mit einem Kranken spricht: „Du bist von Sinnen, armer Freund! Du könntest nicht fünf Schritte ins Freie thun, bevor Dich eine Kugel niederstreckte! Jedermann kennt Dich als den Schreiber des Admirals. Nimm Vernunft an! Was Du verlangst, ist unmöglich.“ —

Jetzt begann ich auf den Knieen liegend zu schluchzen wie ein Kind.

Noch einmal, halb bewußtlos wie ein Ertrinkender, erhob ich das Auge nach Rettung, während Boccard schweigend die im Ringen zerrissene Seidenschnur wieder

zuſammenknüpfte, an der die Silbermünze mit dem Bildniß der Madonna tief niederhing.

„Im Namen der Muttergottes von Einſiedeln!“ — flehte ich mit gefalteten Händen.

Jetzt ſtand Boccard wie gebannt, die Augen nach oben gewendet und etwas murmelnd wie ein Gebet. Dann berührte er das Medaillon mit den Lippen und ſchob es ſorgfältig wieder in ſein Wams.

Noch ſchwiegen wir Beide, da trat, eine Depeſche emporhaltend, ein junger Fähndrich ein.

„Im Namen des Königs und auf Befehl des Hauptmanns,“ ſagte er, „nehmt zwei Eurer Leute, Herr Boccard, und überbringt eigenhändig dieſe Ordre dem Kommandanten der Baſtille.“ — Der Fähndrich trat ab.

Jetzt eilte Boccard, nach einem Augenblick des Beſinnens, das Schreiben in der Hand auf mich zu:

„Tauſche ſchnell die Kleider mit Cattani hier!“ flüſterte er. „Ich will es wagen. Wo wohnt ſie?“ —

„Ile St. Louis.“ —

„Gut. Labe Dich noch mit einem Trunke, Du haſt Kraft nöthig.“

Nachdem ich eilig meiner Kleider mich entledigt, warf ich mich in die Tracht eines königlichen Schweizers, gürtete das Schwert um, ergriff die Hallebarde und Boccard, ich und der zweite Schweizer, wir ſtürzten ins Freie.

Neuntes Kapitel.

Schon im Hofe des Louvre bot sich meinen Augen ein schrecklicher Anblick. Die Hugenoten vom Gefolge des Königs von Navarra lagen hier, frisch getödtet, manche noch röchelnd, in Haufen übereinander. Längs der Seine weiter eilend begegneten wir auf jedem Schritte einem Gräuel. Hier lag ein armer Alter mit gespaltetem Schädel in seinem Blute, dort sträubte sich ein todtenblasses Weib in den Armen eines rohen Lanzenknechts. Eine Gasse lag still wie das Grab, aus einer andern erschollen noch Hilferufe und mißtönige Sterbeseufzer.

Ich aber, unempfindlich für diese unfaßbare Größe des Elends, stürmte wie ein Verzweifelter vorwärts, so daß mir Boccard und der Schweizer kaum zu folgen vermochten. Endlich war die Brücke erreicht und überschritten. Ich stürzte [illegible] vollem Laufe nach dem Hause des Raths, die Augen unverwandt auf seine hochgelegenen

Fenſter geheftet. An einem derſelben wurden ringende Arme ſichtbar, eine menſchliche Geſtalt mit weißer Haaren ward hinausgedrängt. Der Unglückliche, es war Chatillon, klammerte ſich einen Augenblick noch mit ſchwachen Händen an das Geſims, dann ließ er es los und ſtürzte auf das Pflaſter. An dem Zerſchmetterten vorüber, erklomm ich in wenigen Sprüngen die Treppe und ſtürzte in das Gemach. Es war mit Bewaffneten gefüllt und ein wilder Lärm erſcholl aus der offenen Thüre des Bibliothekzimmers. Ich bahnte mir mit meiner Hallebarde den Weg und erblickte Gasparde, in eine Ecke gedrängt und von einer gierigen, brüllenden Meute, umſtellt, die ſie, mein Piſtol in der Hand und bald auf dieſen bald auf jenen zielend, von ſich abhielt. Sie war farblos wie ein Wachsbild und aus ihren weit geöffneten blauen Augen ſprühte ein ſchreckliches Feuer.

Alles vor mir niederwerfend, mit einem einzigen Anlaufe, war ich an ihrer Seite und „Gott ſei Dank, Du biſt es!“ rief ſie noch und ſank mir dann bewußtlos in die Arme.

Unterdeſſen war Boccard mit dem Schweizer nachgedrungen. „Leute!“ drohte er, „im Namen des Königs verbiete ich euch, dieſe Dame nur mit einem Finger zu berühren! Zurück, wem ſein Leben lieb iſt! Ich habe Befehl, ſie ins Louvre zu bringen!“ —

Er war neben mich getreten und ich hatte die ohnmächtige Gasparde in den Lehnstuhl des Raths gelegt.

Da sprang aus dem Getümmel ein scheußlicher Mensch mit blutigen Händen und blutbeflecktem Gesichte hervor, in dem ich den verwehmten Lignerolles erkannte.

„Lug und Trug!“ schrie er, „das, Schweizer? — Verkappte Hugenoten sind's und von der schlimmsten Sorte! Dieser hier — ich kenne Dich wohl, vierschrötiger Halunke — hat den frommen Grafen Guiche gemordet und jener war dabei. Schlagt todt! Es ist ein verdienstliches Werk diese schurkischen Ketzer zu vertilgen! Aber rührt mir das Mädel nicht an — die ist mein!“ —

Und der Verwilderte warf sich wüthend auf mich.

„Böjewicht,“ rief Boccard, „Dein Stündlein ist gekommen! Stoß zu, Schadau!“ Rasch drängte er mit geschickter Parade die ruchlose Klinge in die Höhe und ich stieß dem Buben mein Schwert bis an das Heft in die Brust. Er stürzte.

Ein rasendes Geheul erhob sich aus der Rotte.

„Weg von hier!“ winkte mir der Freund. „Nimm Dein Weib auf den Arm und folge mir!“

Jetzt griffen Boccard und der Schweizer mit Hieb und Stoß das Gesindel an, das uns von der Thüre trennte und brachen eine Gasse, durch die ich, Gasparde tragend, schleunig nachschritt.

Wir gelangten glücklich die Treppen hinunter und betraten die Straße. Hier hatten wir vielleicht zehn Schritte gethan, da fiel ein Schuß aus einem Fenster. Boccard schwankte, griff mit unsicherer Hand nach dem Medaillon, riß es hervor, drückte es an die erblassenden Lippen und sank nieder.

Er war durch die Schläfe getroffen. Der erste Blick überzeugte mich, daß ich ihn verloren hatte, der zweite, nach dem Fenster gerichtete, daß ihn der Tod aus meinem Reiterpistol getroffen, welches Gaspardes Hand entfallen war und das jetzt der Mörder frohlockend emporhielt. Die scheußliche Horde an den Fersen, riß ich mich mit blutendem Herzen von dem Freunde los, bei dem sein treuer Soldat niederkniete, bog um die nahe Ecke in das Seitengäßchen, wo meine Wohnung gelegen war, erreichte sie unbemerkt und eilte durch das ausgestorbene Haus mit Gasparde hinauf in meine Kammer.

Auf dem Flur des ersten Stockwerkes schritt ich durch breite Blutlachen. Der Schneider lag ermordet, sein Weib und seine vier Kinder, am Herd in ein Häuflein zusammengesunken, schliefen den Todesschlummer. Selbst der kleine Pudel, des Hauses Liebling, lag verendet bei ihnen. Blutgeruch erfüllte das Haus. Die letzte Treppe ersteigend, sah ich mein Zimmer offen, die halbzerschmetterte Thüre schlug der Wind auf und zu.

Hier hatten die Mörder, da ſie mein Lager leer fanden, nicht lange geweilt, das ärmliche Ausſehen meiner Kammer verſprach ihnen keine Beute. Meine wenigen Bücher lagen zerriſſen auf dem Boden zerſtreut, in eines derſelben hatte ich, als mich Boccard überraſchte, den Brief meines Ohms geborgen, er war herausgefallen und ich ſteckte ihn zu mir. Meine kleine Baarſchaft trug ich noch von der Reiſe her in einem Gurt auf dem Leibe.

Ich hatte Gasparde auf mein Lager gebettet, wo die Bleiche zu ſchlummern ſchien, und ſtand neben ihr, überlegend was zu thun ſei. Sie war unſcheinbar wie eine Dienerin gekleidet, wohl in der Abſicht mit ihrem Pflegevater zu fliehen. Ich trug die Tracht der Schweizergarde.

Ein wilder Schmerz bemächtigte ſich meiner über all das frevelhaft vergoſſene theure und unſchuldige Blut. „Fort aus dieſer Hölle!“ ſprach ich halblaut vor mir hin.

„Ja, fort aus dieſer Hölle!“ wiederholte Gasparde, die Augen öffnend und ſich auf dem Lager in die Höhe richtend. „Hier iſt unſres Bleibens nicht! Zum erſten nächſten Thore hinaus!“

„Bleibe noch ruhig!“ erwiederte ich. „Unterdeſſen wird es Abend und die Dämmerung erleichtert uns vielleicht das Entrinnen.“ —

„Nein, nein," verſetzte ſie beſtimmt, „keinen Augenblick länger bleibe ich in dieſem Pfuhl! Was liegt am Leben, wenn wir zuſammen ſterben! Laß uns geradenwegs auf das nächſte Thor zugehn. Werden wir überfallen und wollen ſie mich mißhandeln, ſo erſtichſt Du mich, und erſchlägſt ihrer zwei oder drei, ſo ſterben wir nicht ungerächt. — Verſprich mir das!" —

Nach einigem Ueberlegen willigte ich ein, da es auch mir beſſer ſchien, um jeden Preis der Noth ein Ende zu machen. Konnte doch der Mord morgen von neuem beginnen, waren doch die Thore nachts ſtrenger bewacht als am Tage.

Wir machten uns auf den Weg, durch die blutgetränkten Gaſſen langſam neben einander wandelnd unter einem wolkenloſen, dunkelblauen Auguſthimmel.

Unangefochten erreichten wir das Thor.

Im Thorwege vor dem Pförtchen der Wachtſtube ſtand mit verſchränkten Armen ein lothringiſcher Kriegsmann mit der Feldbinde der Guiſen, der uns mit ſtechendem Blicke muſterte.

„Zwei wunderliche Vögel!" lachte er. „Wo hinaus, Herr Schweizer, mit Euerm Schweſterchen?"

Das Schwert lockernd ſchritt ich näher, entſchloſſen ihm die Bruſt zu durchbohren; denn ich war des Lebens und der Lüge müde.

„Bei den Hörnern des Satans! Seid Ihr es, Herr Schadau?“ sagte der lothringische Hauptmann, bei dem letzten Worte seine Stimme dämpfend. „Tretet ein, hier stört uns niemand.“ —

Ich blickte ihm ins Gesicht und suchte mich zu erinnern. Mein ehemaliger böhmischer Fechtmeister tauchte mir auf.

„Ja freilich bin ich es,“ fuhr er fort, da er meinen Gedanken mir im Auge las, „und bin's, wie mir dünkt, zur gelegenen Stunde.“ —

Mit diesen Worten zog er mich in die Stube und Gasparde folgte.

In dem dumpfigen Raume lagen auf einer Bank zwei betrunkene Kriegsknechte, Würfel und Becher neben ihnen am Boden.

„Auf, ihr Hunde!“ fuhr sie der Hauptmann an. Der eine erhob sich mühsam. Er packte ihn am Arme und stieß ihn vor die Thüre mit den Worten: „Auf die Wache, Schuft! Du bürgst mir mit Deinem Leben, daß niemand passirt!“ — Den andern, der nur einen grunzenden Ton von sich gegeben hatte, warf er von der Bank und stieß ihn mit dem Fuße unter dieselbe, wo er ruhig fortschnarchte.

„Jetzt belieben die Herrschaften Platz zu nehmen!“ und er zeigte mit einer kavaliermäßigen Handbewegung auf den schmutzigen Sitz.

Wir ließen uns nieder, er rückte einen zerbrochenen Stuhl herbei, setzte sich rittlings darauf, den Ellbogen auf die Lehne stützend, und begann in familiärem Tone:

„Nun laßt uns plaudern! Euer Fall ist mir klar, Ihr braucht ihn mir nicht zu erläutern. Ihr wünscht einen Paß nach der Schweiz, nicht wahr? — Ich rechne es mir zur Ehre, Euch einen Gegendienst zu leisten für die Gefälligkeit, mit der Ihr mir seinerzeit das schöne wirtembergische Siegel gezeigt habt, weil Ihr wußtet, ich sei ein Kenner. Eine Hand wäscht die andere. Siegel gegen Siegel. Diesmal kann ich Euch mit einem aushelfen."

Er kramte in seiner Brieftasche und zog mehrere Papiere heraus.

„Seht, als ein vorsichtiger Mann ließ ich mir für alle Fälle von meinem gnädigen Herzog Heinrich für mich und meine Leute, die wir gestern Nacht dem Admiral unsre Aufwartung machten," diese Worte begleitete er mit einer Mordgeberde, vor der mir schauderte, „die nöthigen Reisepapiere geben. Der Streich konnte fehlen. Nun, die Heiligen haben sich dieser guten Stadt Paris angenommen! — Einer der Pässe — hier ist er — lautet auf einen beurlaubten königlichen Schweizer, den Fourier Koch. Steckt ihn zu Euch! er gewährt Euch freie Straße durch Lothringen an die Schweizer-

grenze. Das wäre nun in Ordnung. — Was das Fortkommen mit Eurem Schätzchen betrifft, zu dem ich Euch, ohne Schmeichelei, Glück wünsche," hier verneigte er sich gegen Gasparde, „so wird die schöne Dame schwerlich gut zu Fuße sein. Da kann ich Euch denn zwei Gäule abtreten, einen sogar mit Damensattel — denn auch ich bin nicht ungeliebt und pflege selbander zu reiten. Ihr gebt mir dafür vierzig Goldgulden, baar, wenn Ihr es bei Euch habt, sonst genügt mir Euer Ehrenwort. Sie sind etwas abgejagt, denn wir wurden Hals über Kopf nach Paris aufgeboten; aber bis an die Grenze werden sie noch dauern." Und er rief durch das Fensterchen einem Stalljungen, der am Thore herumlungerte, den Befehl zu schleunig zu satteln.

Während ich ihm das Geld, fast mein ganzes Besitzthum, auf die Bank vorzählte, sagte der Böhme:

„Ich habe mit Vergnügen vernommen, daß Ihr Euerm Fechtmeister Ehre gemacht habt. Freund Lignerolles hat mir alles erzählt. Er wußte Euern Namen nicht, aber ich erkannte Euch gleich aus seiner Beschreibung. Ihr habt den Guiche erstochen! Alle Wetter, das will etwas heißen. Ich hätte Euch das nie zugetraut. Freilich meinte Lignerolles, Ihr hättet Euch die Brust etwas gepanzert. Das sieht Euch nicht gleich, doch zuletzt hilft sich jeder wie er kann."

Während dieſes grauſigen Geplauders ſaß Gasparde ſtumm und bleich. Jetzt wurden die Thiere vorgeführt, der Böhme half ihr, die unter ſeiner Berührung zuſammenſchrak, kunſtgerecht in den Sattel, ich ſchwang mich auf das andere Roß, der Hauptmann grüßte, und wir ſprengten durch den hallenden Thorweg und über die donnernde Brücke gerettet von dannen.

Zehntes Kapitel.

Zwei Wochen ſpäter, an einem friſchen Herbſtmorgen ritt ich mit meinem jungen Weibe die letzte Höhe des Gebirgszuges hinan, der die Freigrafſchaft von dem neuenburgiſchen Gebiete trennt. Der Grat war erklommen, wir ließen unſre Pferde graſen und ſetzten uns auf ein Felsſtück.

Eine weite friedliche Landſchaft lag in der Morgenſonne vor uns ausgebreitet. Zu unſern Füßen leuchteten die Seeen von Neuenburg, Murten und Biel; weiterhin dehnte ſich das friſchgrüne Hochland von Fryburg mit ſeinen ſchönen Hügellinien und dunkeln Waldſäumen; die eben ſich entſchleiernden Hochgebirge bildeten den lichten Hintergrund.

„Dies ſchöne Land alſo iſt Deine Heimat und endlich evangeliſcher Boden?“ fragte Gasparde.

Ich zeigte ihr links das in der Sonne blitzende Thürmchen des Schloſſes Chaumont.

„Dort wohnt mein guter Ohm. Noch ein paar Stunden, und er heißt Dich als sein geliebtes Kind willkommen! — Hier unten an den Seeen ist evangelisches Land, aber dort drüben, wo Du die Thurmspitzen von Fryburg erkennen kannst, beginnt das katholische.“ —

Als ich Fryburg nannte, verfiel Gasparde in Gedanken. „Boccards Heimat!“ sagte sie dann. „Erinnerst Du Dich noch, wie froh er an jenem Abende war, als wir uns zum ersten Male bei Melun begegneten! Nun erwartet ihn sein Vater vergebens, — und für mich ist er gestorben.“

Schwere Tropfen sanken von ihren Wimpern.

Ich antwortete nicht, aber blitzschnell zog an meiner Seele die Geschichte der verhängnißvollen Verkettung meines Looses mit dem meines heitern Landsmannes vorüber und meine Gedanken verklagten und entschuldigten sich unter einander.

Unwillkürlich griff ich an meine Brust auf die Stelle, wo Boccards Medaille mir den Todesstoß aufgehalten hatte.

Es knisterte in meinem Wams wie Papier; ich zog den vergessenen, noch ungelesenen Brief meines Ohms heraus und erbrach das unförmliche Siegel. Was ich las versetzte mich in schmerzliches Erstaunen. Die Zeilen lauteten:

Lieber Hans!

Wenn Du dieſes lieſeſt, bin ich aus dem Leben, oder vielmehr, bin ich in das Leben gegangen.

Seit einigen Tagen fühle ich mich ſehr ſchwach, ohne gerade krank zu ſein. In der Stille leg' ich ab Pilgerſchuh' und Wanderſtab. Dieweil ich noch die Feder führen kann, will ich Dir ſelbſt meine Heimfahrt melden und den Brief an Dich eigenhändig überſchreiben, damit eine fremde Handſchrift Dich nicht betrübe. — Bin ich geſtorben, ſo hat der alte Jochem den Auftrag ein Kreuz zu meinem Namen zu ſetzen und den Brief zu ſiegeln. Roth, nicht ſchwarz. Ziehe auch kein Trauergewand um mich an, denn ich bin zur Freude eingegangen. Ich laſſe Dir mein irdiſches Gut, vergiß Du das himmliſche nicht.

Dein treuer Ohm Renat.

Daneben war mit ungeſchickter Hand ein großes Kreuz gemalt. Ich kehrte mich ab und ließ meinen Thränen freien Lauf. Dann erhob ich das Haupt und wandte mich zu Gasparde, die mit gefalteten Händen an meiner Seite ſtand, um ſie in das verödete Haus meiner Jugend einzuführen.

Bayerische Staats-Bibliothek München

Druck von Böhel & Trepte in Leipzig.